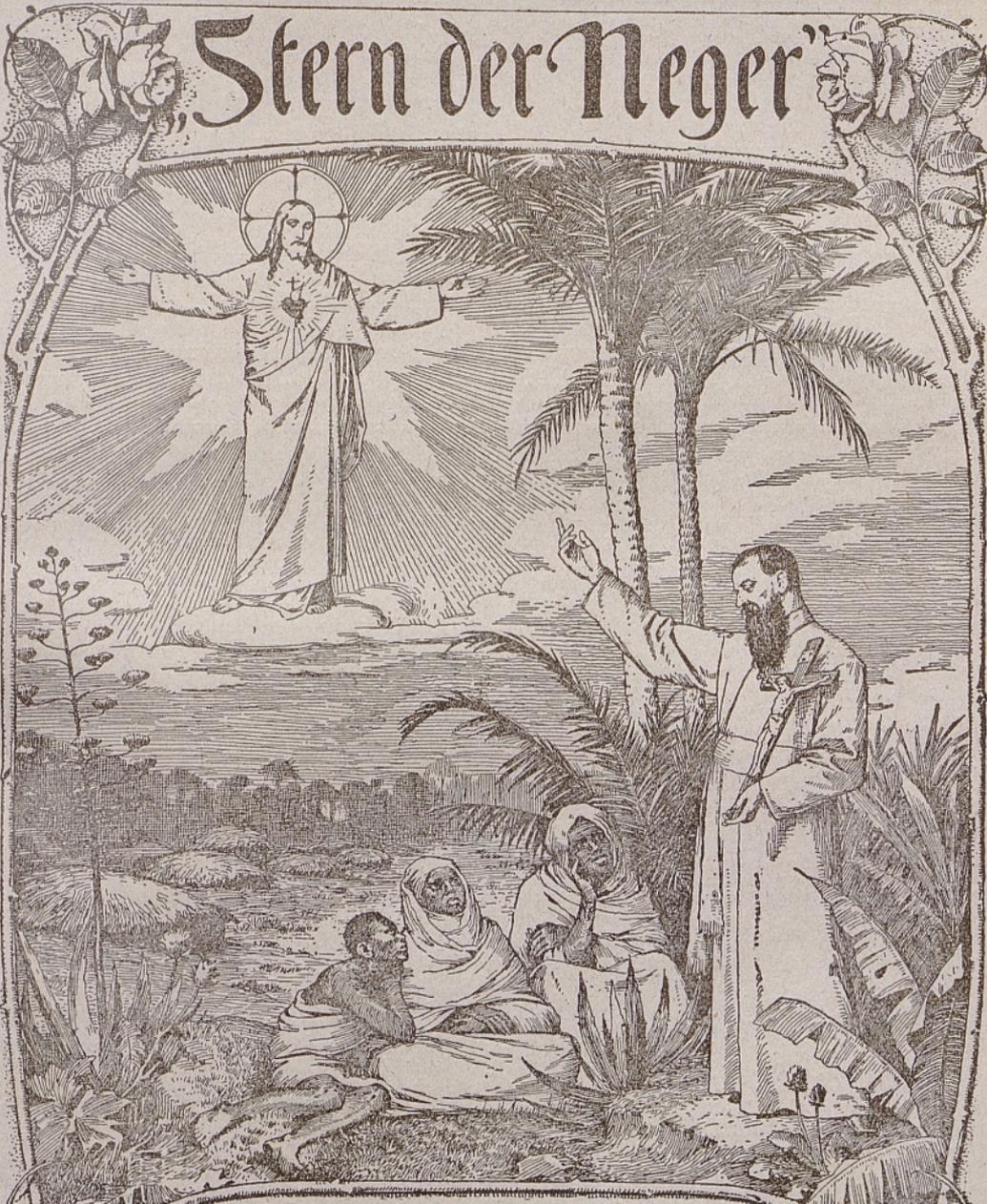


# Stern der Neger

Der 8., 9. und 10. Jahrgang ist noch vorrätig und kann nachbestellt werden.

Ein ganzer Jahrgang, gebunden, kostet Fr. 2.50.



## Katholische Missions-Zeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Organ des Marien-Vereins für Afrika.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohlthätern den apostolischen Segen erteilt.

Mit Empfehlung vieler hochwürdigster Bischöfe.

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Postzusendung 2 K = 2 Mk. = 3 Franken.

## Inhalt:

<p>Tagebuch des hochw. P. Stephan Claudius          M. Vockenhuber F. S. C. . . . . 97          Leben und Treiben in Omdurman . . . . 106          Fünfzig Tage auf der Reise . . . . . 109          Aus dem Missionsleben:          Seltsame Anschauungen unter den Schilluk 112          Verschiedenes: Marien-Verein für Afrika in          Wien . . . . . 115          Durch Abyssinien im Automobil . . . . 116          Der Mahmal . . . . . 117</p>	<p>Rundschau in den Missionen . . . . . 119          Dank und Bitte . . . . . 120          Memento . . . . . 120          Gebetserhebungen und Empfehlungen . . 120  <b>Abbildungen:</b> Teilansicht von Omdurman          vom Nil aus gesehen. — Im Sedd eingeschlossene          Dampfschiffe. — Das Grab des Hochw. Pater          Steph. Vockenhuber F. S. C. — Kamel mit dem          Mahmal des Sultans. — Mohammedanische          Pilger vor der heiligen Kaaba.</p>
--	--

## Briefkasten der Redaktion.

**Nach Hip.** Betrag für die zehnjährige Voranz-  
 bezahlung samt Alm. erhalten. Wer so zahlt, gibt  
 doppelt. Herzl. Vergelt's Gott! — **Abonn. in B.**  
 Trotz der Versuche im großen, welche die Reichs-  
 regierung in den afrikanischen Kolonien mit der so-  
 genannten Wünschelrute behufs Auffindung von Quellen  
 hat anstellen lassen, ist es mit deren geheimnisvoller  
 Kraft nicht weit her. Soweit bei dem Quellensuchen  
 mit der Wünschelrute überhaupt nicht Täuschung vor-  
 liegt oder der Zufall mitspielt, lassen sich die einzelnen  
 anscheinenden Erfolge, wie das Herder'sche Konver-  
 sations-Lexikon klar und überzeugend darlegt, „nur  
 auf psychischem Weg erklären, vielleicht durch unwill-  
 kürliche Muskelzuckung (oft krampfartig, so daß der  
 Zweig bricht), sobald dem „Rutengänger“ die (un-

bewußte) Erfahrung auf Anzeichen von Wasser deutet“.  
 — **N. N. im Rhld.** Für Bemerkungen recht dankbar.  
 Wäre übrigens sehr zufrieden, wenn man offen der  
 Redaktion selbst etwaige Wünsche bezüglich Form und  
 Inhalt des „Stern“ mitteilt; dieselben sollen dann  
 nach Möglichkeit Berücksichtigung finden. — **P. J. Sch.**  
 Bisher von Photographien zc nichts erhalten. Sollten  
 Sie Brief und Karte nicht erhalten haben? Bitte P. N.  
 ebenfalls davon zu verständigen, auch Bruder C., daß  
 der Jahresbericht noch nicht hier angekommen. Hoffent-  
 lich kommt noch manches bis zur nächsten Druck-  
 legung.

Redaktionschluß 14. April.

## Gaben-Verzeichnis vom 10. März bis 10. April 1908.

### In Kronen.

**Opferstok:** Achach F. K. 3; Bad Hall  
 (W. d. E.) 2; Bamberg Reg. Th. G. 3.51;  
 Biazau J. G. F. 1; Brixen J. K. 8; W. W. 10;  
 K. K. 1; D. Tirol A. P. 2; Ettlingen H. 2.35;  
 Feldthurns C. G. 8; M. H. 2; Freyung d. B.  
 S. 47.01; Franzensfeste v. mehreren 4.66;  
 Gebolzkirchen W. d. E. 11; Girlan J. G. 7;  
 Gisingen Pfr. M. 36; Gries b. B. J. U. 2;  
 Haag in D.-De. (W. d. E.) 17.40; Kohlgrub  
 H. M. 0.59; Lambach (W. d. E.) 82; P. B.  
 Gr. 8 (Antoniusbrot); Luttenau Sch. K. 2;  
 Maria Schmolln J. H. 1; München C. E. 0.66;  
 Münster B. W. 0.66; Nafels K. H. 3.21;  
 Neufkirchen v. M. 1.80; Neustift in St. J. H. 4;  
 Odrau J. T. 1; Pottenstein C. D. 1; Riedling  
 K. F. 0.57; Rodeneck J. K. 3; Roitham v. M.  
 200; Rohr W. d. E.) 5; Röttenbach J. B. 0.41;  
 Rottenbach W. d. E. 48.80; Sarntheim M. G. 3;  
 Schalders W. W. 2; Schleißheim (W. d. E.) 15;  
 Schwanenstadt v. M. 200; Steinerkirchen W.  
 d. E. 3; St. Ulrich A. R. 1; St. Valentin  
 Benf. A. St. 2; Vandans Ch. Sch. 2; Vinschgau  
 Legat 1200; Böcklamarkt v. M. 400; Wagenegg  
 B. H. 1; Weilheim K. R. 2.66; Welsberg J.  
 Sch. 3; Wien P. M. H. 40; item 3.18; C.

Sch. 2; Wolfers W. d. E. 28.90; W. Unge-  
 nannt 150.

**Für Br. Sakristan:** Gmunden K. H. 5.10;  
 Gunkirchen A. S. 1; Trens M. F. 12.

**Zur Persolvierung von heiligen Messen  
 jandten ein:** Ahrweiler C. F. 33.90; Auling  
 A. St. 4; Brixen J. K. 36; K. K. 2; C. G. 5;  
 J. M. 50.40; J. M. 4; Eggental F. C. 3;  
 Ettlingenweiler J. K. 23.40; H. L. 2.34; Graun  
 F. W. 12; Guffdaun N. N. 2.40; Hohndorf  
 R. Pf. 234.69; Inzing P. W. 50; Lechnitz  
 S. S. 2.92; Lustenau Sch. K. 10; Neckarhausen  
 M. F. 2.34; Oberau J. Du. 2.40; Rom Dr.  
 J. K. 28.50; Steele L. Sch. 150; Sachsentam  
 J. H. 23.50; Unterbruck K. A. 4; A. B. 6;  
 Vent Pf. 25; Vornholz L. R. 72.15; aus  
 Waidbruck 40; Waldauerbach J. Tr. 10.57;  
 Weistrach d. C. G. 84.

**Zur Taufe von Heidenkindern:** Alhornach  
 M. S. 20 (Remigius, Franz, Josef); Brixen K.  
 St. 20 (Maria); Haag in D.-De. K. M. 20  
 (Maria Josefa); Innsbruck L. W. 100 (Josef,  
 Franz, Albert, Georg, Margaretha); Stein bei  
 Steyr J. W. 24 (Ignatius v. L.); Wocheiner  
 Bellach J. B. 20 (Maria).



Der „Stern der Neger“ dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der „Söhne des heiligsten Herzens Jesu“ und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern. — Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentralafrika).

„Wie schön sind die Füße derer, die den Frieden, die frohe Botschaft des Heiles verkünden!“ (Röm. 10, 15.)

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Brizen (Südtirol) herausgegeben.

Abonnement ganzjährig mit Postverendung 2 K =, 2 Mk. = 3 Fr. Für die Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen.



Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den apostolischen Segen erteilt.

Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten

von Brigen, Brünn, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien.

Heft 5.

Mai 1908.

XI. Jahrg.

## Tagebuch des hochw. P. Stephan Claudius M. Vockenhuber F. S. C.

(Schluß.)

Rückkehr des Häuptlings Dud Akot mit einem Schreiben des Mamur. Enttäuschender Erfolg.

13. Juni: Mittwoch. Dud Akot sowie die anderen kommen von Bau zurück. Ersterer überbringt mir ein Schreiben vom Mamur, das keinen günstigen Erfolg für uns bedeutet.

Das Ganze also, was ich erreicht, ist: 20 Patronen für unseren Remington! Merkwürdig, daß die Regierung, die sich früher fast betroffen fühlte, daß wir keine Schule hatten, nun, wo wir darangehen, eine solche zu errichten, vor leeren Befürchtungen zurückweicht, uns hilfreiche Hand zu leisten. Die Eingebornen sollen ferner nicht nach Aéo zurückkehren, sondern in Vol-Giöl und Upaigno verbleiben. Diesen Fehler wird die Regierung bald einsehen. Will sie Träger, so werden die Leute einfach in den Wald laufen und der Häupt-

ling, der weit von ihnen entfernt wohnt, wird, befragt, warum er keine Träger brachte, einfach antworten: „Ich habe es meinen Unterhäuptlingen gesagt; die Leute sind aber in den Wald entflohen, wer weiß, wohin!“ Die Bestimmung des Gary Bey ist demnach auch von großem Schaden für die Interessen der Regierung. Benannter Vizemudir durfte zu diesem Entschluß aus Erfahrungslosigkeit und ohne die Aufzeichnungen seines Vorgängers, des Sweny Bey, befragt zu haben, gekommen sein. Was die Arbeiter betrifft, so kann ich sie nicht annehmen, um den Leuten keine doppelte Last aufzuerlegen, d. h. der Regierung als Träger dienen und zu uns arbeiten kommen, besonders zu dieser Zeit, wo sie mit Bestellung ihrer Felder vollauf zu tun haben. Wenn sie frei sind, werden sie von selbst kommen, um

dem Bruder Fanti in der Schmiede und bei den einschlägigen Arbeiten zu helfen. Übrigens, was ich von der Regierung verlangte, waren Kinder, um das Schmiedehandwerk zu erlernen, und nicht Erwachsene, um mit Bruder Fanti in der Schmiede zu arbeiten.

**Falsche Kunde, um den Religionsunterricht zu verhindern. Eine Blatterschlange.**

14. Juni: Donnerstag. Häuptling Dud Akot hatte unter seinen Leuten die Kunde verbreitet, daß die Kinder jetzt nicht mehr zum „Lubo Giuök“, Religionsunterricht, zu kommen brauchten. Da ich noch schwach war und eine heftige Debatte vorauszusehen war, bis ich dem Dummkopf den Sachbestand hätte klar machen können, schickte ich Bruder Fanti zu ihm, der, wie er mir berichtete, viel und des Langen zu reden hatte, um ihn zur Überzeugung zu bringen, daß, wenn die Regierung für jetzt keine Kinder zum Schulbesuch zwingt, sie damit nicht verbiete, daß sie dem Religionsunterrichte nach wie vor beiwohnen.

15. Juni: Freitag. Heute vormittags schlich sich in die Schule, die ich seit meinem Unwohlsein bezog, um etwas Ruhe zu haben, eine über ein Meter lange Schlange ein. Ich rief Bruder Fanti, der sie erschoss. Die Dschur nennen sie „Tuöne boghen“, Blatterschlange, wegen dem Grün der Blätter, dem die Färbung dieser Schlange ähnelt. Sie unterscheiden eine kleine und eine große „Tuöne boghen“, von denen nur die zweite giftig ist. Die Zähne der ersteren sollen nach ihrer Aussage so schwach sein, daß, wenn sie einen Menschen beißt, die Zähne im Fleische stecken bleiben. Nach ihrer Behauptung war die „Tuöne boghen“ ziemlich groß, so daß ich es einem besonderen Schutz der Vorsehung zu verdanken habe, daß mir nichts geschah. Soviel ich jetzt beobachtete, fliehen alle Schlangen, auch die giftigen, den Menschen, solange sie nicht von ihm verfolgt werden oder sich verfolgt glauben.

**Wendung zum Besseren. Gnade des heiligsten Herzens Jesu.**

Es macht sich ein besonderer Zug im Herzen der Knaben und Jünglinge bemerkbar. Viele kommen zum Katechismus-Unterricht, angezogen einzig und allein von der Wahrheit und Schönheit unserer Glaubenslehre. Sie haben wohl Hoffnung auf eine Hose oder ein Hemd oder andere Geschenke, allein dies genügt nicht, sie dazu fest zu bestimmen, denn wollen sie nicht, so sind sie auch imstande, alles wieder zurückzubringen, wie es der Fall von Loal des Dud Akot deutlich genug zeigt. Die Eltern sträuben sich fast ausschließlich, ihre Kinder in die Schule zur Erlernung des Lesens und Schreibens zu schicken, allein sie zum Unterricht im Katechismus kommen zu lassen, sehen alle, mit Ausschluß einiger „gio dom“, „Waldmenschen“, d. i. Wilde, wie sie die Dschur selbst nennen, sehr gern, hören von den Kindern selbst gern, was diesen gelehrt wurde, und finden alles richtig, gut und schön. Auf diese Weise werden die Kinder Apostel im Herzen der Familien und das Wort Gottes verbreitet sich so unbemerkt und geräuschlos unter dem Volke. Diese Bewegung zum Besseren ist eine große Gnade des hl. Herzens Jesu, auf das wir im Befehrwerte der Dschur all unser Vertrauen setzen, das wir besonders in diesen Schwierigkeiten bestürmten und das in diesem ihm geweihten Monate ganz besonders zum Herzen dieser Dschur spricht.

**Schwäche der Jünglinge. Eine große Rauferei.**

Häuptling Dud kann nur zwei Träger aufbringen und sein Unterhäuptling Acior gar keinen. Dud Akot ersuchte mich, den Mamur davon schriftlich in Kenntnis zu setzen; auch Méo wird ob der gleichen Verhältnisse in diesem Sinne bei mir bittstellig. Loal Agam wird morgen das Schreiben dem Mamur überbringen.

16. Juni: Samstag. Loal Agam begibt sich nach Wau; es begleiten ihn wegen der Löwen Uol und Auet bis zum Dschur.

Vormittags um 10<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr ertönen Gazellenpfeifen sowie Geschrei von den Hütten des Madud Muduong. Anfangs meint man, es wären Löwen dort eingebrochen. Bruder Fanti und ich eilen auf den Ort zu; er mit einem Remington bewaffnet, ich mit dem Wetterly. Bald stellt es sich heraus, daß es sich um eine große Kauferei handelt. Wir springen dazwischen. Auf unsere Forderung: „Sot pin!“ („Nieder mit dem Streitstock“) senken die Jünglinge unseres Dorfes sofort dieselben. Es ist wirklich ein überwältigender Anblick, eine dichte Reihe von diesen Jünglingen vor mir zu sehen mit Lanzen, Dang, Moquit und Lot bewaffnet und stillstehend auf meine Worte lauschend. Die Feinde, Jünglinge von Dual und Omedo, gehärden sich wie besessen. Wir trennen sie von ihren Gegnern und transportieren sie zu den Häusern des Gnudi hinunter, während die Jünglinge unseres Dorfes strengen Befehl erhalten, zu folgen. So ist die Keilerei zu Ende. Einige der Omedo wurden arg zugerichtet. Einer blutete aus mehreren Wunden am Hinterhaupte, ein anderer bekam einen wuchtigen Lothieb über die Schulter. Die Ursache war eine ganz geringe. Etwa 15 Jünglinge aus Duol und Omeda kamen „i gnom“, d. i. zur Übertragung der Mitgift mit einem Jünglinge, der eine Tochter des Gnudi heiraten will, zu diesem letzteren. Unter diesen Jünglingen war einer, der dem Giadia, einem jungen Manne vom Dorfe Dud Akot, eine Lanze schuldig war, sie aber nie bezahlte. Giadia nahm ihm deshalb eine und auf diese Weise entstand der Streit, der recht üble Folgen hätte nach sich ziehen können, wenn wir nicht noch rechtzeitig dazwischen gekommen wären. Auch die Weiber eilten mit Stöcken und Prügeln herbei.

**Gefährliche Fabreszeit. Kranke. Bruder Firisin in Abili. Fest des heiligsten Herzens Jesu.**

18. Juni: Montag. Von Wau kommt ein Soldat, der von Dud Akot sowohl als auch von Aléo zwei Träger verlangt.

19. Juni: Dienstag. Viele im Dorfe sind unwohl. Es ist dies immer so, wenn die eigentliche Regenzeit eintritt. Die Luft ist dann mit Dunst und Feuchtigkeit geschwängert und darum ungesund.

21. Juni: Donnerstag. Um 4 Uhr nachmittags kommt Pater Firisin in Begleitung des Loal Agam von Wau.

22. Juni: Freitag. Fest des heiligsten Herzens Jesu. Sehr viele Knaben und Jünglinge beim Katechismus, auch mehrere Erwachsene. Unter ihnen auch der Dud Balo, der die Knaben früher vom Unterricht abgeredet, und Abango, der Diener des Aciék

Dud Akot, der drei Träger ausgehoben, geht mit dem Soldaten nach Wau. Aléo fand keinen und geht allein oder, wie die Dschur sagen, „ke cinge nou“ (nur mit seiner Hand, d. i. leerer Hand) mit dem oben Erwähnten.

Ich hatte vor einigen Tagen in der Erklärung, daß es nur einen Gott gibt und Aciék nicht existiert, des Abango Erwähnung getan und die Lächerlichkeit seiner Aciék-Beherrschung ins Licht gestellt. Die Katechumenen begriffen die Erklärung gut und sagten: „Nun wollen wir auch dem Abango sagen, er soll einmal zum Unterricht kommen, um dies zu hören!“

Heute kam er denn. Ich stellte die gewöhnlichen Fragen und erklärte und bewies dann eingehend mit leichten, aber gründlichen Beweisen, daß es nur einen Gott geben und demzufolge Aciék nicht existieren kann.

Ich fragte dann den Loal: „Wem ist mehr zu glauben, Gott, der da sagt: ‚Du sollst nur an einen Gott glauben‘, oder den Dschur, die behaupten, es gebe Giuok und Aciék?“

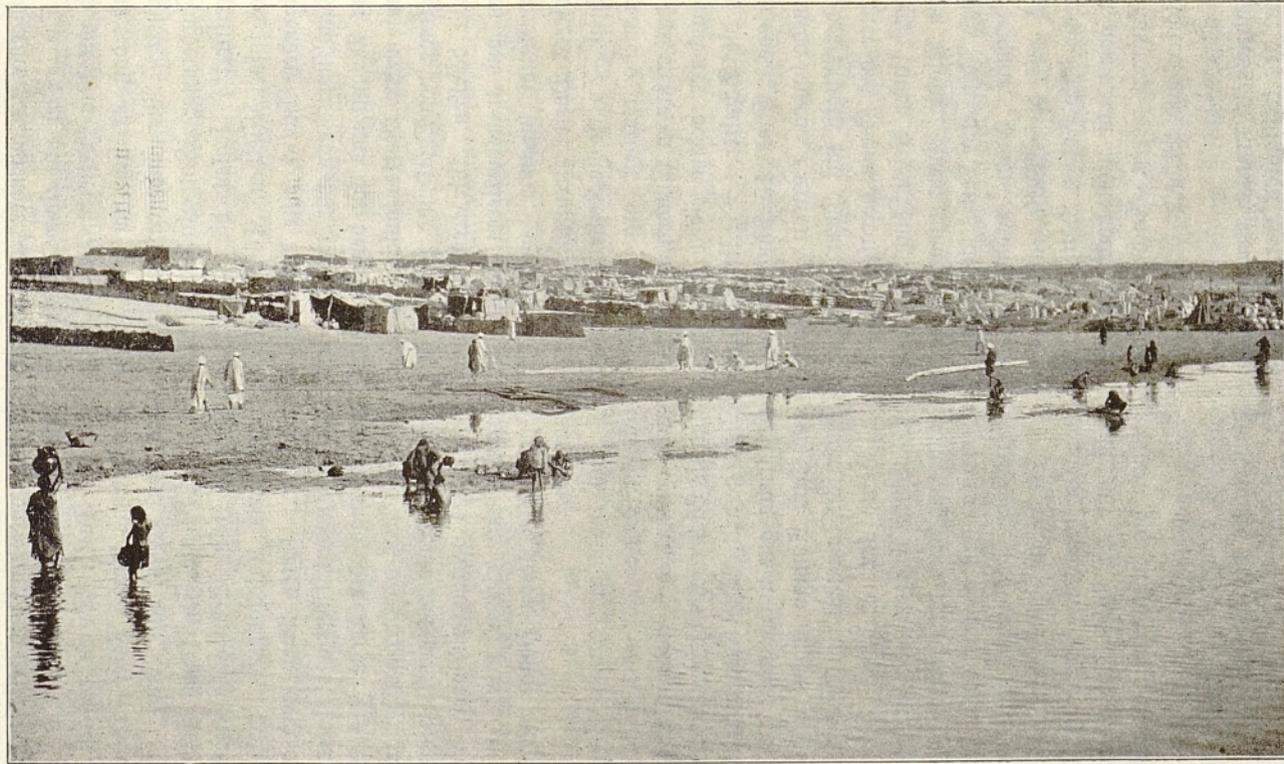
Loal antwortet: „Man muß eher Gott glauben als den Dschur!“

„Warum?“

„Weil Gott nicht lügen kann, noch betrügen!“

„Nun und die Dschur können lügen?“

„Mehr als zuviel!“



Teilansicht von Omdurman, vom Nil aus gesehen.

Dieses Häusermeer (Lehmhütten), am linken Ufer des Weißen Nil von den Mahdisten erbaut, erstreckt sich kilometerlang in unfruchtbarer Wüstengegend.

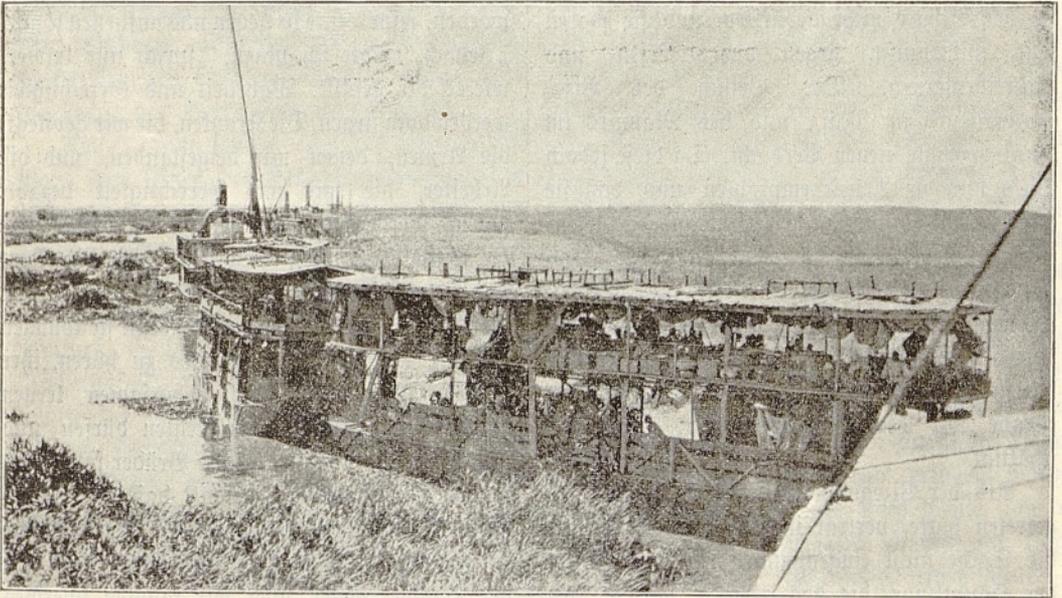
Es folgte nun ein rauschendes Gelächter aller. Abango saß anscheinend auf Kohlen, sprach aber kein Wort.

Als ich hernach einen Alten, der auch anwesend war, fragte, warum denn Abango keine Silbe hervorbrachte, antwortete er mir: „Ngad' abel nou“, d. h.: „Er ist ein reiner Tölpel.“

Nach dem Unterrichte wurden acht Paar Hosen an die Katechumenen verteilt, was sie ungemein

Mit diesem Tage schließt das Tagebuch. — Ohne Zweifel werden die Arbeiten und Mühen dieses eifrigen Missionärs auch in das Buch des Lebens eingetragen sein und wir können hoffen, daß Gott, der gerechte Vergelter, seinen getreuen Arbeiter nicht lange auf den verdienten Lohn warten ließ.

Mitten aus seiner Arbeit heraus wurde der gute Vater aufs Krankenlager geworfen



Im Sedd eingeschlossene Dampfschiffe.

Während des Hochwassers tritt der Fluß (Bahr-el-Ghazal) über die flachen Ufer, bildet Inseln und Seitenarme, aus deren reicher Wasservegetation oft den ganzen Fluß sperrende Inseln (Pflanzenbarren oder Sedd) entstehen. — Große wie kleine Dampfer müssen bei niedrigem Wasserstand oft tagelang sich durcharbeiten.

erfreute. Hierauf brachte ihnen Bruder Fanti Riven (Durramus) und Fleisch, was sie sich alles vortrefflich munden ließen. Als das Essen zu Ende war, begann das Spiel mit dem Fußball. Die fünf besten Spieler wurden mit Preisen ausgezeichnet. Das alles wird gewiß das Seine beigetragen haben, um die Liebe und das Verständnis zum Katechismusunterrichte zu heben. Das walte Gott!

23. Juni: Samstag. P. Firisin nach Wau zurückgekehrt. — — — — —

und nach nur zehntägiger Krankheit hat Gott das Opfer seines Lebens, das er gern für seine lieben Schwarzen opferte, angenommen.

Bruder Simon Fanti, alleiniger Augenzeuge aller Ereignisse dieser zehn Tage, schildert uns im Anschluß an das Tagebuch die damalige Lage der Missionsstation sowie den rührenden Tod und das Begräbnis des in Gott ruhenden P. Bockenhuber. Wir lassen deshalb den Bericht hier folgen.

### Letzte Tage und Tod des hochw. P. Stephan Vockenhuber.

Wir waren im Juli 1906 und sozusagen daran, die Ernte unserer Mühnen einzuheimen. Zuvor hatten wir einige trübe Monate verbracht. Der Gouverneur des Bahr-el-Shazal hatte gewünscht, daß wir die Schule einführten, was wohl noch zu früh war, wenn man den wilden Zustand dieser Dschur bedenkt. Die Dschur selbst erklärten, daß sie der Schule nicht bedürften, und sie waren sehr mißtrauisch gegen dieses Lesen- und Schreibenlernen. Der Besuch des Vizegouverneurs im März und des Mamurs im Juni erzeugte neuen Verdacht. Da diese jedoch ihnen nur die Arbeit empfahlen und daß sie auf uns hören sollten, so verschwand das Mißtrauen wieder, um so mehr, als der Vizegouverneur die Dschur aneiferte, zu uns zu kommen und das Schmiedehandwerk zu lernen, dem sie sehr zugetan sind. Zu diesem Zwecke hatten wir eine Werkstätte errichtet und waren gerade mit der Bereitung von Kohle beschäftigt.

Als der Vizegouverneur seinen Urlaub angetreten hatte, vertrat ihn ein Offizier, der für die Sache nicht eingenommen war. Der Eifer der Häuptlinge, die das gemerkt hatten, ließ nach und Häuptling Dud selbst ging so weit, durch gehässige Reden uns die Leute abwendig zu machen und ihnen vorzuschlagen, ihre Wohnsitze zu verlassen und sich anderswo neu anzusiedeln. Seine Stimme fand Gehör und man hörte allgemein sagen: „Die Patres mögen fortgehen oder hierbleiben; wir kümmern uns nicht mehr um sie.“ Noch war aber die Sonne nicht untergegangen, als mehrere zu uns kamen. Einer, der einen geschwollenen Arm gehabt hatte und von uns geheilt worden war, sagte: „O wie seid ihr nützlich!“ Ein anderer sagte: „Wie hat mir jene bittere Arznei wohlgetan!“ Eine dritte meinte: „Wenn du nicht gewesen wärest, so wäre ich gestorben.“ Einige der Ärmsten fragten: „Wann wirst du wieder

eine Antilope für uns erlegen? Wir sterben vor Hunger.“

Eines Tages begab ich mich im Einverständnis mit P. Vockenhuber zum Häuptling Dud, um mit ihm über die Sache zu sprechen. Mit aller Ruhe und ohne mich im geringsten verletzt zu zeigen, setzte ich mich mit gekreuzten Beinen zu ihm auf den Boden und begann ihm zu zeigen, wie er, der auf jede Weise von uns beschenkt und mit Wohltaten bedacht worden, seine Leute so gegen uns aufheizen könne. „Zedoch,“ fügte ich hinzu, „sprich nur immer, wie es dir gefällt. Wahrheit und Gerechtigkeit werden doch siegen. Die Kranken, die wir gepflegt, die Armen, denen wir beigestanden, und die Arbeiter, die wir mit Gerechtigkeit bezahlt haben, werden uns nie verlassen. Rede, wie du willst, doch dein Gewissen wird dir Vorwürfe machen, denn die Knaben werden schlimm bleiben, wie sie sind, während, wenn sie kommen würden, um das Wort Gottes zu hören, ihre Eltern ehren und ihnen gehorsamen lernen würden und daß sie nicht stehlen dürfen und nicht streiten, da wir ja alle Brüder sind, usw. Haben wir dir nicht oft gesagt, daß wir nur gekommen sind, um euch den Weg zum Himmel zu zeigen?“ Wir wußten sehr wohl, daß ihm der Himmel gefiel, aber wir kannten überdies eine schwache Seite von ihm und so fuhr ich in familiärem Tone fort: „Sage den Dschur nur, daß sie nicht mehr zu uns kommen sollen! Wir aber werden Antilopen erlegen und das Fleisch nur denen geben, die arm sind und die zum Unterricht im Worte Gottes kommen. Du aber wirst mitsamt deinem Häuptlingstitel leer ausgehen!“ Die letztere Drohung hatte für den nach dem Genuße von Fleisch äußerst lüsternen Dud ein zu schweres Gewicht. Sein Herz wurde weich und wir endigten die Unterhaltung, indem er sich uns freundlich gesinnter erklärte als je zuvor.

Am nächsten Tage war unser Gespräch schon in beiden Dörfern bekannt. Am Nachmittag war die Katechisten Schule überfüllt und

das an den folgenden Tagen noch in erhöhtem Maße, so daß P. Vockenhuber nach so viel Widerwärtigkeiten herzlich froh und zufrieden war, daß die göttliche Vorsehung uns den Eintritt in die Herzen dieser teuren Heiden zu öffnen begann.

So wirkten wir eine Zeitlang in schönstem Frieden. P. Vockenhuber erklärte täglich 15 bis 20 Katechumenen, darunter auch Erwachsenen, den Katechismus, ich erlegte hin und wieder eine Antilope und beide pflegten wir die Kranken. Wir wünschten nichts anderes, als daß Gott unsere Arbeiten auch fernerhin so segne. Doch die Wege des Herrn sind unerforschlich.

Am 27. Juni schickte mich der hochwürdige Vater statt seiner, den Katechismusunterricht zu halten, wie gewöhnlich, wenn er sich nicht wohl fühlte. Am folgenden Morgen konnte er die heilige Messe nicht lesen und hatte um 9 Uhr mäßiges Fieber, das jedoch gegen Abend schon nachließ. Es schien also kein außergewöhnlicher Fieberanfall zu sein. Am folgenden Morgen fühlte der Vater einen eigentümlichen Druck in der Magengegend. Gegen Mittag packte ihn heftiges, kaltes Fieber, das eine halbe Stunde dauerte und ihn gegen Abend mit erhöhter Stärke wieder anfiel, so daß ich beschloß, am Morgen Nachricht nach Wau zu schicken. Der Vater verbrachte eine schlimme Nacht. Außer dem immer stärker werdenden Druck in der Magengegend quälte ihn auch Erbrechen.

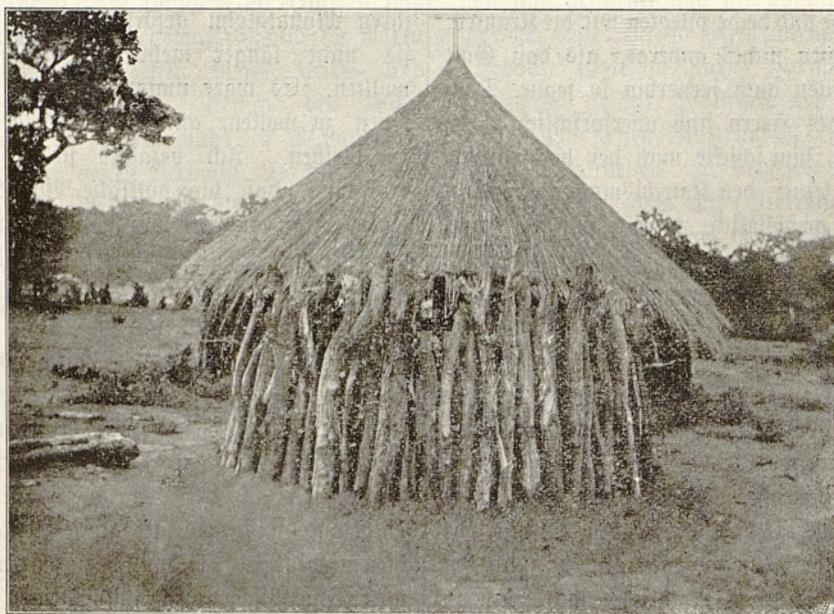
Am Morgen des 30. Juni war der Zustand des Vaters um nichts besser, so daß ich es für gut hielt, nach Wau um den Arzt zu schicken, worauf er mir sagte, ich möge tun, was ich für gut halte. Ich schrieb sogleich einen Brief, in welchem ich die Krankheit genau beschrieb, und händigte denselben zwei Männern ein mit dem Auftrage, ihn noch vor Sonnenuntergang in Wau abzuliefern. Die Armen versprachen es mir und hielten ihr Wort, trotzdem sie unterwegs von einem fürchterlichen Gewitter überrascht wurden.

Inzwischen steigerten sich die Uebel des armen P. Vockenhuber immer mehr; außer dem Fieber, dem Druck in der Magengegend und dem Erbrechen litt er an einem krampfhaften Schluchzen, das sich durch nichts stillen ließ. Es war ein Tag, den ich nie vergessen werde. Ich litt mit dem Vater, da ich ihm nicht helfen konnte. Ueberdies waren die beiden Knaben, die die Schafe und Esel hüteten, am Morgen zu mir gekommen, hatten ihren Monatslohn gefordert und gesagt, daß sie nicht länger mehr Hirtendienste leisten wollten. Es wäre umsonst gewesen, sie überreden zu wollen, auch nur einen Tag länger zu bleiben. Ich bezahlte sie also in der Hoffnung, daß die göttliche Vorsehung uns einen Ersatz schicken würde. An jenem Tage blieben die Schafe und Esel bis Mittag eingeschlossen und ich öffnete den Stall erst am Nachmittage, damit sich die Tiere Nahrung suchen konnten, wobei ich hoffte, daß, wenn sie auch in die Felder der Dschur gehen würden, diese uns bald einen Hirten besorgen würden, doch vergebens. Josef, ein christlicher Negerknabe, der in der Gefirah erzogen worden war und uns hier als Koch diente, kam an diesem Morgen gleichfalls zu mir und klagte über Unwohlsein. Ich fühlte seinen Puls; er hatte hohes Fieber. Ich schickte ihn also ins Bett und gab ihm ein Abführmittel, das er aber sogleich wieder mit galliger Flüssigkeit erbrach. Nun fiel mir außer der Pflege des kranken Vaters auch noch das Amt eines Koches zu! Ich war mitterseelenallein, die Nacht brach herein und die Löwen begannen in nicht geringer Entfernung zu brüllen; ich sollte die Schafe zusammentreiben, sollte das Essen bereiten, P. Vockenhuber wollte mich keinen Augenblick von seiner Seite lassen und auch Josef bedurfte der Pflege! Da schickte mir Gott in seiner Güte zwei Jünglinge, die zu mir sagten: „Du bist sehr übel daran; wenn du einige Tage so fortfährst, mußt du sterben. Wir wollen dir helfen.“ Der eine

von ihnen, Olei mit Namen, bot sich als Koch an, welchen Posten er schon vor einigen Monaten innegehabt hatte. Oguak, der andere, übernahm die Aufsicht über das Vieh. Ich danke dem lieben Gott wirklich von Herzen für diese Hilfe. Bevor es völlig Nacht wurde, ging ich noch zu zwei Jünglingen und bat dieselben, die Nacht bei Josef zu verbringen, da ich den Pater nicht verlassen konnte.

neben mir hatte, doch es war der Pater gewesen, der wegen Atemnot aufgestanden war und versucht hatte, ein wenig in der Hütte herumzugehen, aus Schwäche aber gegen die Tür gefallen war. Ich half ihm wieder ins Bett.

Es war der 1. Juli. Um 4 Uhr nachmittags kamen P. Henkel, Bruder Divina und der syrische Arzt von Bau an, der aus



Das Grab des hochw. P. Stephan Vockenhuber F. S. C.

Dieses Bild übersandte Baron Rudolf Slatin Pascha der Mutter des verstorbenen Paters. Zur Abwehr der wilden Tiere wurde das Grab mit Pfählen eingezäunt. Hinter dem Grabe steht die Kapelle. Hier erwartet er den Tag der Auferstehung.

Auch diese Nacht war leidensvoll für P. Vockenhuber; ich wachte bei ihm bis zu vorgerückter Stunde und machte ihm kalte Aufschläge auf Kopf, Arme und Füße, die ihm die Schmerzen ein wenig linderten, so daß er ein wenig schlafen und auch ich mich auf einem Teppich ein wenig ausstrecken konnte. Gegen Morgen weckte mich plötzlich ein heftiger Stoß gegen die Tür; ich sprang erschreckt auf und griff sogleich zum Gewehr, das ich aus Furcht vor den Löwen

meinem Briefe bereits wußte, daß es sich um Schwarzwasserfieber handelte.

Ich war herzlich froh über die Ankunft meiner Mitbrüder und des Arztes. Obgleich ich dem letzteren wiederholt erklärte, daß ich dem Kranken bereits zweimal Abführmittel und mit Erfolg gereicht hatte, gab ihm dieser an diesem Abend nichts anderes als ein neues Purgiermittel. Auch diese Nacht verbrachte der kranke Pater mit Mühe. Als ihn der Arzt am frühen Morgen besuchte, fand er

seinen Zustand verschlimmert und verabreichte ihm sogleich eine Kognakeinspritzung. Als Pater Henkel davon hörte, riet er dem P. Vockenhuber, die Sterbesakramente zu empfangen, was dieser auch wünschte. Bald darauf besserte sich sein Zustand, so daß der Arzt wieder Hoffnung auf Genesung schöpfte und verordnete, daß wir dem Kranken nur Kognak und Champagner gäben, welche wir glücklicherweise für einen solchen Notfall besaßen. Während des größten Theiles des Tages hielt sich der Arzt bei dem kranken Pater auf; um 4 Uhr nachmittags rief er den P. Henkel heraus und teilte ihm mit, daß jetzt keine Hoffnung mehr vorhanden sei, da das Herz des Kranken so geschwächt sei, daß, trotzdem das Schwarzwasserfieber schon überstanden war, die Herzthätigkeit von Viertelstunde zu Viertelstunde schwächer wurde. Bald fing P. Vockenhuber an zu phantasieren. P. Henkel erteilte ihm den Sterbeablaß und begann die Sterbegebete, auf welche der Sterbende noch antwortete, sowie auf die ihm vorgesagten Stoßgebete. Von selbst begann er dann ein so schönes Gebet zum heiligsten Herzen Jesu, daß ich es fast noch auswendig weiß, doch kann ich nicht beschreiben, mit welcher Andacht er betete. Mit großer Mühe hat er dann den P. Henkel, dem hochwürdigsten P. General zu sagen, daß er sich als einen wahren Sohn des heiligsten Herzens und seinen Untergebenen, Ordensmann und Missionär erkläre und daß er zufrieden sei, auf dem Felde des Apostolates zu sterben. Er empfahl ihm auch, seiner teuersten Mutter seinen Tod mitzuteilen. Wir gaben ihm sein Kreuzifix, das er unaufhörlich küßte, während er auf die Stoßgebete antwortete, die wir ihm vorsagten. Er begann zu röcheln, stieß einen Schrei aus und verschied; es war am 2. Juli, abends 8 Uhr 5 Minuten.

Der Arzt, der bei allem gegenwärtig gewesen, sagte, obgleich gleichgültig in religiösen Dingen, gerührt: „So möchte ich auch sterben“ und auch er küßte das Kreuzifix.

Am Morgen des 3. Juli hatten wir den Sarg und das Grab zu machen, da am Abend das Begräbniß vorbei sein mußte. Ich ging gleich zum Häuptling Dud und bat ihn, mir zwei oder drei Männer zum Ausheben der Grube zu geben. Doch diese armen Wilden sind voll abergläubischer Furcht. Niemand war zu finden, der die gefürchtete Arbeit übernommen hätte. Ich sagte daher zu Dud: „Warum kommst du denn nicht selbst, wenn du niemand findest?“ „Wie,“ entgegnete er, „willst du, daß ich, der Häuptling Dud, komme und die Grube mache?“ „Gewiß,“ erwiderte ich, „ist es nicht eine Ehre, etwas für den Pater zu tun, der für euch Dschur gestorben ist?“ „Gerade deshalb“, sagte Dud, „ist es nicht gut, daß wir ihm das Grab machen.“ So mußte ich also die Grube selbst machen.

Zunächst machte ich mich daran, einen Sarg zusammenzustellen. Das war nicht so leicht, da ich keine Bretter hatte. Es blieb mir nichts übrig, als zwei Schulbänke und einige Proviantkisten zu benutzen, deren Holz ich zu einem rohen Sarge zusammenfügte, so gut es ging; gegen Mittag war ich damit fertig. Nun griff ich zu Pickel und Schaufel und begann auf dem von P. Henkel gewählten Platz hinter der Kapellenhütte die Erde auszuheben. Ein uns sehr freundlich gesinnter Dschur hatte meine Absicht erkannt und kam sogleich herbei, mir zu helfen. Der Häuptling und ein anderer Großer des Dorfes befanden sich im Hofe der Mission. Als letzterer sah, mit welcher Mühe ich arbeitete, näherte er sich mir langsam und sagte: „Du mußt so müde sein, daß du alle diese Arbeit nicht leisten kannst. Der verstorbene Pater hat mir so viele Wohlthaten erwiesen und wenn er nicht hier gewesen wäre, so wäre ich vor zwei Jahren gestorben. Gib mir die Haue und gehe, dich ein wenig ausruhen!“ In meinem Innern dankte ich Gott. Nach einer Stunde kam noch ein dritter, der sich dem guten Beispiele der beiden ersten anschloß.

Nun konnte ich die häuslichen Arbeiten besorgen und auch noch den Sarg mit ein wenig schwarzem Tuche überziehen.

In der Zwischenzeit war Hochwürden P. Bertola von Kayango nach Wau gekommen und da er die lebensgefährliche Erkrankung P. Vockenhubers aus einem Briefe des syrischen Arztes an den englischen Arzt in Wau erfahren hatte, machte er sich sogleich auf den Weg nach Mbili, um möglicherweise helfen zu können. Er kam um 4 Uhr nachmittags an, gerade als wir das Begräbnis vornehmen wollten. Er hatte von dem Tode P. Vockenhubers noch nichts gewußt und war davon sehr überrascht.

Die beiden Patres legten Chorrock und Stola an und folgten unter Abbetung des Psalms Miserere dem Sarge, den Bruder Divina und ich trugen, während der schwarze Knabe Josef uns mit zwei brennenden Kerzen voranging. Einige Dschur mit dem Häuptling standen unter dem Baum in unserem Hof und folgten mit den Augen den Zeremonien des Leichenbegängnisses; in völligem Stillschweigen nahmen sie Anteil an unserem Schmerze. Wir schlossen das Grab und zogen uns nach einigen Gebeten zurück, voll Schmerz über den Verlust eines so guten Paters.

Am folgenden Tage kehrten P. Bertola und Bruder Divina nach Wau zurück. Nach drei Tagen hatte ich starkes Fieber, so daß ich mich zwei Tage lang nicht rühren konnte. Der Arzt hatte uns bei seinem Fortgehen

empfohlen, sobald wir Fieber bekämen, direkt nach Wau zu gehen, da es nicht klug sei, zu zweien so entfernt von aller Hilfe zu bleiben. Kaum fühlte ich mich daher ein wenig besser, so reisten wir beide nach Wau ab.

Der Gouverneur von Wau schickte auf unsere Bitte hin zwei Soldaten als Wächter der Missionsstation nach Mbili. In diesen Tagen kam gerade der „Redemptor“ nach Wau, an dessen Bord sich Hochw. P. Meroni, Oberer der Mission, befand. Dieser hielt es für das beste, alle beweglichen Sachen von Mbili nach Wau zu transportieren, bis sich das geeignete Personal zur Weiterführung der Station Mbili finden würde. Während dieses Transportes hörten die Dschur nicht auf, uns zu fragen, ob wir endgültig fortgingen, und wir mußten ihnen versprechen, daß wir sehr bald zu ihnen zurückkehren würden.

So mußten wir die Missionsstation Mbili schließen, hofften jedoch, in kürzester Zeit dorthin zurückkehren zu können, doch verschiedene Umstände schoben die Sache immer wieder hinaus. Jetzt jedoch ist dieser Augenblick gekommen, denn in wenigen Tagen geht der „Redemptor“ von hier ab und bringt zwei Patres und zwei Brüder nach Mbili, die das Werk des verstorbenen P. Vockenhuber fortsetzen werden. Möge der Herr ihre Mühen segnen!

Rhartum, 18. Februar 1908.

Bruder Simon Fantti F. S. C.



## Leben und Treiben in Omdurman.

Nach einem Berichte von Bruder Anton Pauseck F. S. C.

**S**mdurman, das 1883 ein elendes Dorf mit einem kleinen Fort war, ist in den achtziger Jahren zu einer riesigen Stadt herangewachsen. Mahdi und seine Scharen

ließen sich am Weißen Nil, Rhartum gegenüber, nieder, von allen Seiten des Landes strömten neue Bewohner herbei und bald verwandelte sich das Dörfchen in eine riesige Stadt, der

alle Produkte des Landes zuströmen. Die Einwohnerzahl stieg bald zu mehreren Hunderttausenden.

Nach der denkwürdigen Entscheidungsschlacht von Kéleri am 2. September 1898, wobei die Macht der Mahdisten von den anglo-ägyptischen Truppen unter Anführung des Lord Kitchener vernichtet wurde, dachte dieser anfangs daran, die ganze Bevölkerung von Omdurman nach Khartum zu verpflanzen und jene Stadt mit Stumpf und Stiel auszuröten.

Später gab er diesen Plan auf und beschloß, daß Khartum die Beamtenstadt, die Stadt der Paläste und prächtigen Wohnhäuser werden, Omdurman hingegen die einheimische Stadt mit den bedeutenden Märkten bleiben sollte, denen große Karawanen die Produkte des ganzen Sudan zuführen.

Heute zählt Omdurman nur mehr fünfzig- bis sechzigtausend Einwohner, das als Hauptstapelplatz für die Einfuhr aus Kordofan noch immer von Bedeutung ist.

Omdurman ist in vollem Sinne eine afrikanische Stadt. Kaum haben wir den Nil beim Zusammenlauf beider Flüsse von Khartum aus überschifft, so haben wir ein anderes Bild vor uns, als uns jene Stadt bot. Ein ganzes Meer von würfelförmigen und zylindrischen Lehmhütten liegt vor uns. Die Stadt hat eine ungeheure Ausdehnung und unsere Mission liegt am entgegengesetzten Ende beinahe am Anfange der Wüste. Als wir vor vier Jahren das erstemal Omdurman besuchten und in diesem Wirrwarr nicht wußten, wo ein und wo aus, da waren genügend Geflubben bereit, uns auf ihren Grautieren an den gewünschten Ort zu befördern. Kaum hatten sie uns bemerkt, schrien sie: „Abuna, Pater, gehen wir in die Canisa Abuna Josef“, d. h. in die katholische Kirche, in die Mission, wo P. Josef Ohrwalder ist; diesen kennen alle.

Heute durchkreuzt die Tramway Omdurman in seiner ganzen Länge. Hat man den Dampfer,

der von Khartum kam, verlassen und den Tram bestiegen, so ist man bald in der Zentralstation und von da erreicht man in fünf Minuten die Mission.

Dort angekommen, sucht man vergebens nach einem hohen Gebäude oder einem Zeichen oder einem Turm, der uns die Kirche zeigt. Das ganze Missionsgebäude ist eben gerade so gebaut wie alle anderen Gebäude. Doch eines muß ich sagen, daß es den meisten, die es besuchen, sehr gefällt und das trotz oder vielleicht gerade wegen dieser Armut. O wie schön ist es doch, dem Herrn zu dienen! Gewiß, wir sind weit von der Heimat entfernt, doch das ist nicht so schlimm. Auch hier gibt es gute Leute. In den 13 Jahren, die ich in vielen Gegenden und Orten Afrikas zugebracht, bin ich als Ordensmann noch nie verspottet oder ausgelacht worden, was ich von Europa nicht bezeugen kann. Ich glaube, man kann mit einem Spazierstock ganz Afrika durchreisen, ohne Gefahr für sein Leben zu fürchten; so reiste schon der berühmte Kardinal Massaia viel in Afrika und immer nur mit seinem Stock.

Omdurman ist, wie schon erwähnt, eine Handelsstadt. Datteln kommen in Menge auf den Markt, besonders bekannt sind Datteln von Dôngola, außerdem Durra, um Brot und Merissa (Negerbier) zu bereiten. Aus dem Sudan, besonders Kordofan, wird viel Gummi hier abgelagert. Die Griechen und Syriener, versorgen Omdurman mit dem Nötigen und Unnötigen, wie Leinwand, Korallen, Gläser usw.

Es gibt Gerber, die das Leder hier bereiten, besonders für die hier gebräuchlichen roten Schuhe. Viele Schuhmacher sind hier beschäftigt, denn diese roten Schuhe zerreißen oft nach dreimaligem Anziehen. Auch Schneider gibt es viele, die Hemden, Hosen und Talare verfertigen. Selbst Goldschmiede trifft man hier, einheimische Arbeiter; sie verfertigen Armbänder, Ringe, besonders Ohr- und Nasenringe, nur muß man das Gold oder Silber selbst mitbringen und dabei stehen, bis das

Verlangte fertig ist, sonst ist es leicht möglich, daß ein Stück Zink hinzukommt.

Ich habe die Tischler hier beobachtet. Sie kaufen von den Griechen, die meistens Handelsleute sind, um einen geringen Preis alte Kisten, ziehen die Nägel heraus, hobeln die Bretter gut ab und leimen sie schön zusammen; so machen sie große und kleine Hauskoffer. Kommt dann ein Schloß dazu, so sind es die besten Möbel, die man hierzulande finden kann. Diese Handwerker verstehen es auch, ihre Ware gut anzupreisen, und verdienen sich somit ein schönes Geld.

Es wird auch Sesamöl bereitet. Wir finden hier eine ganze Straße von Fabrikanten dieses Artikels. Die Zubereitung ist eine höchst einfache. Die einfache Delpresse besteht aus einem Baumstamm, der ausgehöhlt und in die Erde befestigt ist; in die Höhlung paßt ein Stampfer, den ein Kamel mit verbundenen Augen herumführt. Auf diese Weise bereiten sie ungefähr 20 Kilo per Tag. Die Presse wird auch von Eseln oder Maultieren, auch von Röhren oder Ochsen getrieben, je nachdem der Besitzer einen dieser Vierfüßler zur Verfügung hat: den spannt er halt ein. Doch ist diese Bereitung nicht gar so praktisch; es fließt auch viel Del herab, wenn der Baumstamm einen Sprung bekommt, was übrigens bei allen der Fall ist.

In der Stadt gibt es auch viele Kaffeehäuser und Volksküchen. Nachmittags gegen 5 Uhr gehen dann die meisten Handwerker und Kaufleute dahin und trinken gern, besonders im Sommer, ein Glas süßen Wassers mit Eis und, eine Zigarette schmauchend, machen sie ein kleines Spiel. Sie lieben ungemein das Spiel, besonders das orientalische, dann Domino und auch Karten. Gegen Abend sind diese kleinen Cafés voll, doch das Schönste dabei ist, daß es dort keine Betrunkene gibt. Das tut einem so wohl; man kann überall hingehen, auch spät abends, wenn man gerufen wird, ohne zu fürchten, irgendwie belästigt zu

werden. Nach 10 Uhr ist alles gesperrt, alles ruhig. Bei Nacht hört man nichts als höchstens einen leisen Trommelschlag, was entweder eine Hochzeit oder eine Beschneidung bei den Mohammedanern ankündigt.

Hier in Omdurman leben viele katholische Syriener. An Sonn- und Festtagen ist unser kleines Kirchlein voll von Gläubigen. Seit einiger Zeit kommt auch ein englischer Offizier in den dritten Gottesdienst, kniet sich mitten in der Kirche nieder und bleibt so während der ganzen Messe. Gewiß ein schönes Beispiel, so daß man sagen möchte: „Wahrlich, einen solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden.“ — Hier sind so viele Nationen vertreten, doch alle haben den gleichen Gottesdienst. Die lieben Wohltäter können sich schwer vorstellen, welches große Werk sie hier unterstützen. Alle diese Kaufleute wären ohne Gottesdienst, ohne Sakramente, ohne Zuflucht. Erhaben ist es geradezu, wenn man am Sonntag beim Spätgottesdienst eintritt und die Missions-schwester anstimmen: Ave Maria, O salutaris Hostia . . . . Man glaubt sich in die liebe Heimat versetzt und aller Schweiß, alle Mühe ist vergessen und man wird wieder voller Kraft und Mut.

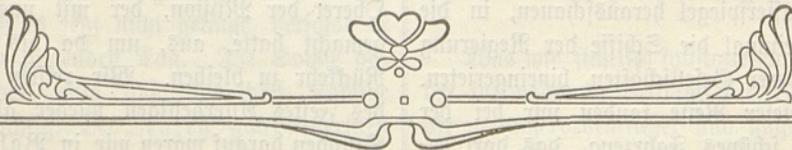
Wenn man sich diese Familien ansieht und in ihr Haus eintritt, so scheint es fast, hier herrsche große Armut, doch dem ist nicht so. Der Beweis dafür ist schon der, daß es hier im Verhältnis zur großen Bevölkerung wenig Bettler gibt; nur Blinde oder Verkrüppelte betteln, sonst sieht man selten einen. Beinahe jede Familie hat ein Häuschen (natürlich aus Lehm gebaut), ein paar Ziegen und einige Hühner, auch ein wenig Durra zum Brotbacken. Gemahlen wird dieses Getreide mit der Hand zwischen zwei Steinen und wird dann auf einem runden Blech gebacken; man braucht dazu sehr wenig Holz. Warm wird es selten gegessen, höchstens einmal im Tag. Man macht auch eine Art Grünsuppe, die gar nicht übel ist und Molah genannt wird;

sie ist sehr bekannt und beliebt im ganzen Lande. Die beiden Pflanzen, die dazu gebraucht werden, heißen hier Bamia und Molohia; deren Früchte enthalten ähnlichen Stoff wie unsere Gerste, haben viel Schleimgehalt und sind sehr gesund in diesem trockenen Klima. Die Zubereitung ist ganz einfach: man stellt Wasser über das Feuer, wirft das Grüne hinein, dann kommt noch ein wenig Salz dazu, wenn eines vorhanden ist. Hat man ein Stückchen Fleisch im Hause, so schneidet man es in Würfel und gibt auch das hinzu; dann ist aber gewiß Festtag in der Familie. Doch noch etwas fehlt, und zwar fast die Hauptsache: Paprika, der ganz entsetzlich brennt, und so ist, möchte man sagen, ein echtes ungarisches Gulhas fertig. Wir Missionäre essen oft von diesem Gerichte; es ist das billigste und beste. Man hat es das ganze Jahr, entweder frisch oder trocken. Freilich geht das Zeug anfangs nicht hinunter und man schaut es etwas böse an, doch die Zeit ändert alles und die Sache wird schließlich zu einem Leckerbissen.

Der Viehstand dahier ist ein geringer. Wie bereits erwähnt, halten sich viele Leute Ziegen. Gegen 8 Uhr, wenn die Sonne schon ihren Glanz entfaltet, treibt der Ziegenhirt die Tiere auf die Weide. Langsam kommen

die schönen, aber mageren Ziegen daher, denn sie wissen wohl, welcher Spaziergang sie machen müssen. Eine Stunde weit gehen sie und suchen dort im Sande herum und es ist buchstäblich nichts zu finden. Ich selbst war dort und fand nichts anderes als ein gewisses hartes Gras, das nur das Kamel zerbeißen kann; außerdem kein Tropfen Wasser und das bei der großen tropischen Hitze und in der Mittagszeit! Gegen 5 Uhr abends kommt die Herde wieder nach Omdurman zurück. Die meisten Tiere laufen im Galopp dem Stalle zu, um mit Wasser sich vor dem Tode des Verdurstens zu sichern. Dieser Ziegenhirt ist, wie mir Leute versicherten, ein sehr verlässlicher und braver Mann. Einem unserer Diener hatte er zwei Ziegen verloren; natürlich wußte er weder wie noch wo. Unser Diener drohte nun, ihn bei Gericht anzuklagen; da brachte er sofort eine andere Ziege, die aber nicht die seinige war. So hatte er mindestens eine. Uebrigens, ist das noch nicht das Schlimmste. Wer einen hierzulande anschwindeln kann, der tut es, wie überall, wo kein Glaube herrscht.

Demöchteder Stern unseres heiligen Glaubens auch diesem armen Volke bald aufgehen und dessen Finsternis erleuchten!



## Fünfzig Tage auf der Reise.

An Bord des „Redemptor“ auf dem Nil.

Die Strecke von Khartum bis zu dem Bellanda, als dem entferntesten Punkt, zu dem der „Redemptor“ vorgedrungen, beträgt 742 Kilometer. Mehrmals brachten

wir Beschreibungen der Volksstämme, die man längs des Nil antrifft, sowie der Gegenden, die wir durchfahren; diesmal jedoch hatte die Reise ein eigenes Gepräge wegen der langen

Dauer und der merkwürdigen Vorfälle und Hindernisse, die sich entgegenstellten. Der folgende Bericht aus der Feder des Bruder Simon Fanti gibt den verehrten Lesern eine Idee der schwierigen Fahrt auf dem Weißen Nil.

Es war am letztverflossenen 23. Oktober. Alles war zur Abreise bereit: der Proviant für die verschiedenen Stationen des Weißen Nil und des Bahr-el-Ghazal war schon verpackt und der „Redemptor“ ächzte und schauabte vor Ungeduld nach der Abfahrt. Erfreuende Nachrichten waren fürwahr nicht aus dem Süden gekommen. Man sagte, daß der Fluß sehr niedrig, ja fast ganz von dem berüchtigten Sedd\*) verstopft sei, so daß selbst die amtlichen Mitteilungen der Post sowie Telegramme unterbrochen wären. Doch reisten wir im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung ab, ohne uns sehr zu ängstigen. Der „Redemptor“ führte an seiner Seite die große Missionsbarke; beide waren zur Genüge beladen.

Eine große Menge Brennmaterial muß man immer in Khartum mitnehmen, da die erste Station zur Neubeschaffung desselben etwa drei Tagereisen entfernt ist. Diese erste Strecke zu Wasser hat auch ihre gefährlichen Stellen. Nach ungefähr neun Fahrtstunden begegnet man gefährlichen Klippen, die kaum aus dem Wasserspiegel herauschauen, in die nicht bloß einmal die Schiffe der Regierung und die anderer Gesellschaften hineingerieten. Auch auf dieser Reise fanden wir bei der Umkehr ein schönes Fahrzeug, das dort gescheitert und untergegangen war. Wir blieben durch die Güte Gottes bis jetzt immer davor bewahrt. Dieser Teil des Flusses ist auch wegen der fürchterlichen Stürme gefährlich, die sich oft erheben und das Wasser zu gewaltigen Wogen aufpeitschen. Der Fluß hat

hier eine außerordentliche Breite, in einigen Punkten 4 Kilometer.

Nach ungefähr drei Tagen kommen wir also zur ersten Regierungsstation, um uns wieder mit Holz zu versehen. Wenn man sich solchen Stationen nähert, gibt das Schiff immer mit einem lauten Pfiff den Dienstleuten ein Zeichen, sich, wenn es Tag ist, am Ufer zu versammeln, wenn aber Nacht ist, mittels eines Feuers die richtige Stelle des Landungsplatzes anzugeben. Für gewöhnlich sind sie schon zur Stelle, weshalb wir hier sowie an den anderen Orten nie mehr als zwei Stunden verweilen. Solche Holzstationen von Khartum bis Bau gibt es zehn und sie sind so verteilt, daß die größte Distanz zwischen der einen und der anderen ungefähr zwei Tage beträgt. In diesen Stationen sorgt man nicht bloß für die Speisung des Schiffes vor, sondern auch für den Unterhalt des Personals, wie durch Schafe, Hühner, Eier, Butter usw. Ein Glück ist es, wenn man auch etwas Grünes finden kann, woran in diesen so heißen Gegenden großer Mangel ist, wären es auch nur ein paar Kürbisse. Unsere Station Zul, die einen gut gepflegten Garten besitzt, ist immer ein recht angenehmer Platz zum Aufenthalt und zur Erholung. Wir konnten jedoch diesmal hier nur wenige Stunden zubringen.

In Attigo stieg der hochw. P. Meroni, Oberer der Mission, der mit uns die Reise gemacht hatte, aus, um da bis zu unserer Rückkehr zu bleiben. Wir reisten am Abend des Festes Allerheiligen wieder ab. Wenige Stunden darauf waren wir in Baboy. Dieser Ort ist sehr wichtig, da er der letzte ist, den man noch vor der Einmündung des Bahr-el-Gebel und Bahr-el-Ghazal trifft. Trotz der schlechten Vorbedeutungen fanden wir Holz zur Genüge für uns, ungefähr 18 Kubikmeter. Kohlen hatten wir noch etwas und so fuhren wir im Vertrauen auf die Vorsehung weiter, um den gefürchtetsten Punkt der Fahrt, den Sumpf des Sees No, zu durchsegeln.

\*) Sedd = schwimmende Grasinseln im Weißen Nil. (Herders Konversationslexikon.)

Am Allerseelentag um 9 Uhr morgens waren wir mitten in demselben. In geringer Entfernung von uns war schon ein anderes Schiff, der „Sabaloka“, von dem nämlichen Bau wie der „Redemptor“, nur ein wenig größer, schon aufgefahren auf eine jener berücktigten, aus Pflanzen gebildeten Inseln (Sedd genannt). Da der „Redemptor“ kleiner war, hoffte ich den Weg freizumachen und ließ mir vom „Sabaloka“ drei Kubikmeter Holz versprechen, wenn es mir gelänge, ihn zu befreien.

Die Insel wird ungefähr die Ausdehnung von 10.000 qm gehabt haben. Einen ganzen Tag arbeiteten wir, aber umsonst. Auch ich war ein wenig kleinmütig und ließ das Feuer auslöschen, um unsere armselige Holzmunition nicht umsonst zu verbrauchen. Man dachte daran, sich zu ergeben, als in geringer Entfernung ein Schiff erschien, das hinter sich vier gewöhnliche Barken führte, *Schandal* genannt. Es war der „Fateh“, einer der vier größten Dampfer, die die Regierung in Rhartum hat. Er kam hinter uns sehr langsam, aber mit großer Kraft heran. Er versuchte, jenen Teil der Deffnung, die wir mit so großer Mühe freigemacht hatten, zu passieren, aber sie war zu eng für ihn. Da er sah, daß es jetzt nicht gelinge, verschob er es auf den folgenden Tag. Die Sonne des 3. November ging auf, die drei Kamine rauchten mächtig. Der „Fateh“ gab durch einen Pfiff das Zeichen, damit alle seine Matrosen bereit wären, mit ihren Stangen das Schiff an den Seiten zu schieben, wenn es durch das Kräutergeflecht fahre. Wir erwarteten, daß es vor uns segle, da es viel stärker war, um dann bequem in den Weg einzulocken, den es gemacht, bevor er wieder verschlossen würde. Der „Sabaloka“, der auf der entgegengesetzten Seite lag, hatte das gleiche vor. Nach nicht geringer Anstrengung gelang es dem „Fateh“, durchzukommen, und hinter ihm folgten eines nach dem andern die vier

*Schandal*, die ihm angehängt waren. Aber ach, meine getäuschten Hoffnungen! Dem großen Schiffe war es, statt die Straße zu eröffnen, infolge seines Gewichtes nur gelungen, das so dichte Kräuternetz niederzudrücken und so hinüberzufahren; aber kaum war es darüber hinweg, als auch das Kräuternetz sich eilig erhob, den Weg wie beim erstenmal verschloß und uns auf unserem Plage verschauzt ließ. Es blieb uns nur noch ein Mittel: auf das Gras zu steigen und es dort mit den Artschlägen zu zerhauen, wo es trotz der Ueberfahrt des „Fateh“ unbeschädigt geblieben war. Wir ergriffen dies letzte Mittel und nach vielen Stunden sehr mühsamer Arbeit war ein Durchgang hergestellt und der „Redemptor“ konnte sich mit aller Gewalt durchdrängen. Wir hatten gehofft, die Hauptschwierigkeit hiemit überwunden zu haben, hatten uns aber verrechnet. Kaum waren wir aus diesem Wirrwar herausgekommen, als eine andere Insel vor uns lag und dann — wieder eine und noch eine. Wenn ich erzählen wollte, wie viel wir in diesen zehn Tagen ausstanden und welche Abenteuer wir erlebten, dann müßte ich einen ganzen Roman schreiben.

Was wir sichtlich konstatieren konnten, war der fortwährende Beistand der Vorsehung, die oft in außerordentlicher und ungeahnter Weise uns zu Hilfe kam. Wir befanden uns manchmal vor einer solchen Menge vereiniger Inseln, daß wir vor uns kein Wasser mehr sahen. Dann schickte man sich wieder mit Eifer an zum Zerschneiden und nach zwei bis drei Stunden gelang es, irgend ein Stück loszumachen, was ich unbedeutend nennen würde, aber plötzlich bewegte sich eine und dann rollte wie auf ein Zauberwort eine der Inseln auf die andere. Es war die Hand Gottes, die sie trieb und uns frei machen wollte. Da gab es dann Rufe der Verwun-

derung und des Dankes, die sich den Herzen aller entwandten, und Dankgebete zum Herrn für den Schutz, den er uns sichtbar zuteil werden ließ. Am sechsten Tagen trafen wir einen kleinen Wald, wo wir ein wenig Holz fällten, um weiterfahren zu können. Am Morgen des achten Tages hielten wir es für unnütz, anzuzünden. Wir hatten etwa einen Zentner Kohlen; er konnte etwa drei oder vier Stunden reichen und dann hätten wir nicht mehr weiter fahren können. Wir zogen es vor, das Schiff mit den Armen zu ziehen. Gesagt, getan. Man bindet ein Seil an jene Inseln und alle Leute des Schiffes ziehen. Welch ein Schauspiel! Man schreit, schiebt, strengt sich an, alle Muskel sind in Bewegung und zwei Stunden lang tut man nur dies. Aber endlich fangen die Massen um uns an, sich zu bewegen. Diese schwimmende Welt bewegt sich, preßt sich zusammen, fängt an, zurückzuweichen. Wir sind die Herren des Feldes. Die Maschine wird nun auch geheizt. Wir benutzen den Augenblick und fort geht es. Leider war der Zentner Kohlen bald verschwunden und Holz zum Fällen war nicht da. Was tun? Unsere einzige Hoffnung war wiederum das Vertrauen auf die göttliche Vorsehung. Der liebe Gott wird uns nicht

verlassen, wir reisen ja feinetwegen. Und er half uns auch diesmal. Ein Schiff der Regierung, das uns vorausgegangen war, hatte einen seiner Schandal zurücklassen müssen, da alle Seile zerrissen waren, mit denen es angehängt war; und dieser Schandal war mit Holz und Kohlen beladen.

Wer kann sich unsere Freude denken beim Auffinden dieser Barke! Wir fragten die zwei Matrosen, die sie bewachten, wem das Brennmaterial gehöre, und als wir hörten, es gehöre der Regierung, versahen wir uns, trotzdem diese Schwierigkeiten machten, mit 5 Kubikmeter Holz und ließen diesen biederen Leuten zu ihrer Rechtfertigung unseren Schein, in der Zuversicht der günstigen Erledigung dieser Sache wegen der sehr guten Beziehungen, die zwischen der Regierung und Mission herrschen. Mit diesem Brennmaterial konnten wir bis zur Station des Bahr-el-Arab kommen, wo wir Holz in Hülle und Fülle vorfanden und wo wir auch einen schönen Schöps haben konnten, dessen Fleisch uns viel mehr kräftigte als das Büchsenfleisch von Chicago. Unsere Arbeit war jedoch noch nicht vollendet. Zwei Flußstrecken machten uns noch zu schaffen vor der Einmündung des Dschur.

(Schluß folgt.)

## Aus dem Missionsleben.

### Seltene Anschauungen unter den Schilluk.

Der hochw. P. Wilhelm Banholzer beschreibt in einem Briefe an den hochwürdigen P. Rektor einige kuriose Ideen, welche die Schilluk über europäische Einrichtungen und

Erzeugnisse haben. Traurig ist es, daß sie auch ihren tiefen Stand unter die Weißen, den sie selbst anerkennen, Gott zuschreiben. Nur das Christentum und die Zivilisation kann diesem Volke, wenn auch langsam, edlere Gefinnungen und Anschauungen heibringen.

\*\*\*

Der Nordwind weht — alles atmet auf; es war aber auch Zeit, daß er kam; August, September und Oktober sind böse Monate hier, aber dieses Jahr waren sie ganz besonders mörderisch. Selbst die Schilluk haben sie als solche gefühlt; wär's Wunder, wenn von den Unsrigen einer nach dem andern seinen Tribut zahlte!

Was die Regenmonate so ungesund macht, ist die feuchte Hitze und darauf die jähe nächtliche Frische. 45° Celsius in Assuan sind viel leichter zu ertragen als 30° hier. Dort ist die Hitze trocken und stärkend, hier ist sie feucht und ermattend.

Das stärkste Holz verfault schnell, selbst das Eisen verdirbt zusehends in diesem feuchten Klima; wie soll da der Mensch widerstehen können?

Es klingt unglaublich, aber glauben Sie es: die Kleider, die ich abends ablege, schweißgesättigt, sind morgen noch feuchter und nicht mehr zu tragen.

In den ersten Anfängen der Station und in der ersten Begeisterung, die wir damals hatten, wurde auf Kleinigkeiten keine Rücksicht genommen und man zog am Morgen die feucht-frischen Kleider wieder an. Inzwischen hat mit dem Nachlaß unserer Kräfte diese ungesunde Begeisterung nachgelassen und wir sind durch eigene Rechnung zur Einsicht gekommen, daß wir mehr Rücksicht auf uns selbst nehmen müssen, wenn wir noch ein paar Jahre in diesem Lande zu arbeiten gedenken.

Lernen auch Sie von dem, was wir gelernt, und schicken Sie uns die fertigen Missionäre mit der nötigen Wäsche versehen. Je mehr sie bringen, desto mehr können sie wechseln und desto weniger haben die armen, schon genug geplagten Schwestern zu tun.

Unsere Wohltäter schicken oft so kostbare Sachen, die ihrem guten Willen das beste Zeugnis ausstellen und mit denen sie sich Verdienste für das ewige Leben erwerben, aber uns hier auf dem Plage wenig nützen.

Hemden, Strümpfe und Stoffe zu Wäsche sind uns wertvoller als die schönsten Perlen und Schmucksachen.

Der Neger zerlegt und stuzt den europäischen Import nach seinem Geschmack und Verstand zu, anstatt ihn anzunehmen, wie er ist.

Ich stellte kürzlich einen schwarzen Arbeiter an einen Handwagen und sagte ihm, er solle Erde herführen. Er stellte sich vor den Wagen wie vor ein großes Rätsel. Zuerst faßte er das Rad mit der Hand und der Wagen ging nicht von der Stelle. Dann faßte er ihn von der Seite, das war auch nicht die Lösung des Rätsels. Nach verschiedenen weiteren Versuchen nahm er dann einfach den Wagen auf den Kopf und ging damit davon.

Hören Sie, wie sich der Neger eine europäische Brosche zerlegt: die eigentliche Brosche bindet er mit einem Faden vorn auf die Stirne fest. Die Nadel derselben dient zum Ausgraben von Dornspitzen, die man sich eingezogen, was übrigens auf den engen Fußwegen hier etwas Alltägliches ist.

Schonungslos wird gegen europäische Werte vorgegangen.

Ein Kittel oder eine Frauenjacke wird zuerst kritisch betrachtet und dann mit unbarmherziger Grausamkeit zerteilt. Die Knöpfe werden weggerissen und finden auf der Stirne oder am Handgelenk ihr neues Geschick. Die Saufe selbst wird mit altüberlieferten Lumpen zusammengeknetet und dient so mit als Kopfkissen.

Vielleicht gehen die Ärmel noch in Gnaden aus und werden Behälter für Bohnen oder Sesamkörner, die einen, vom Dach herunterhängend, kurios anschauen.

Geld, Eisen und Tuchstoffe sind die drei Großmächte, die Handel und Verkehr ins Leben rufen und die Welt beherrschen.

Merkwürdig ist, was diese Leute alles glauben über die Herkunft unserer vielen Sachen.

Es war in den Jahren unseres Hierseins allgemeine Annahme, daß die großen, weißen, taubeneigroßen Perlen, die man uns aus Venedig gesandt, dort auf den Bäumen wachsen. Wie konnten denn Menschenhände so viele Perlen abrunden und polieren.

Da es keine Mineralien im Lande gibt, ist es auch begreiflich, wenn die Schilluk staunen über die schwarzblauen Eisenstangen, von denen ihnen Stücke zu Lanzen abgeschnitten werden.

Ich verweigerte einmal einem Bettler ein Stück Eisen mit der Bemerkung, daß ich das Eisen nicht zum Wegwerfen habe, sondern daß es mich auch Geld koste. Darüber war er ganz entsetzt; er hatte geglaubt, daß wir es zu Hause nur so zusammenlesen oder daß es uns jemand schenke.

Meine Größe war von dieser Stunde an in seinen Augen bedeutend gesunken. Ich war in seinen Augen ein gewöhnlicher Sterblicher, der kaufen muß, was er braucht.

Es wäre hinausgeworfene Mühe, so einem Neger zu erklären, wie die weißen und blauen Tücher entstehen, die er als Arbeitslohn erhält. Die Fäden stehen so schön nebeneinander und kreuzen sich so regelmäßig, das konstatiert er; weiter kümmert er sich nicht. Die Ursachen der Dinge gehen ihn gar nichts an — wenn er nur die Dinge hat.

Dann meinen die guten Leute, daß ihnen ein Teil unserer Habe mit göttlichem Rechte zukomme. Weil in ihrem Lande die „Großen“ nur durch Geben und Gewähren sich einen Namen machen und Einfluß haben, so wollen sie auch von uns, daß wir Ehre und Namen und ein Anrecht, im Lande zu bleiben, mit unserem Hab und Gut bezahlen. Es fragte mich gar eine angesehenere Person — es ist noch nicht lange her — was ich den Schilluk dafür gebe, daß ich ihre Sprache erlernt habe. Er glaubte jedenfalls, ich wollte mit der Schilluksprache renommieren und sie bringe mir Nutzen.

Eben bettelt mich eine Frau um Salz an. Ich sage ihr, sie soll doch etwas bringen und es gegen Salz eintauschen. Sie erwidert: „Bist du nicht groß? Hat dir Gott nicht viele Sachen geschenkt?“ „Gewiß,“ antwortete ich, „Gott hat mir viele Sachen in die Hände gegeben, aber nicht zum Wegwerfen, sondern um damit Almosen an wirklich Bedürftige zu geben und um meine Bedürfnisse damit zu decken.“ Darauf erhob sie sich beleidigt und hielt mir eine eindringliche Predigt über meinen Geiz und meine Kleinherzigkeit und wie mein Name nie werde gepriesen werden.

So machen es mir Duzende im Tag. Manche meinen es wirklich ernst und kommen nicht so bald wieder, die Mehrzahl stellt sich bald wieder ein und ist nicht böse.

Ja, der liebe Gott liebt uns mehr als alle Schwarzen! Warum? Weil wir viele Sachen haben, die sie nicht haben.

Der Herr Gott — so erzählen die Alten — hat einmal alle Menschen zusammengerufen — alle Rassen kamen — alle Farben waren vertreten. Sie sollten ihm huldigen und, ihm die Hand küssend, ihre Unterwürfigkeit dartun. Die weißen Völker kamen und küßten der Reihe nach die Hand Gottes. Da sollte die Reihe an die Schwarzen kommen — niemand erhob sich. Der Herr geduldete sich eine Zeitlang, ob vielleicht jemand komme, doch niemand regte sich; stumm saßen alle, zur Erde schauend, da. Seit jener Zeit sind die schwarzen Völker die Sklaven der weißen und sie erkennen selbst ihre große Inferiorität an.

Seit jener Zeit haben die Weißen ihren klaren Verstand, ihre Kanonen, Gewehre, Zündhölzer, ihre Schiffe. Die Weißen essen weißes Brot, Fleisch und Früchte aller Art, die Schwarzen leben von Durrah, Jagd und Fischfang.

Wie gesagt, die Neger anerkennen ihren tiefen Stand uns gegenüber; anstatt aber den Grund ihrer Verkommenheit in sich selbst zu suchen, schieben sie ihn auf Gott, der nicht

verstanden habe, sie gut zu erschaffen. Das Endergebnis ihrer Gewissenserforschung und Selbstbetrachtung ist immer dies: „Wir sind schlecht erschaffen und als Stiefkinder behandelt.“

Gott sei Dank; es gibt auch Ausnahmen und sie mehrten sich, die einsehen, daß ihr Rückstand eine Folge ihrer überlieferten verkommenen Lebensweise ist und daß es ganz in ihrem Wollen liegt, sich wieder emporzuarbeiten.

Einer dieser Glücklichen ist unser Nyakuei, ein Bursche, der krank zu uns kam und sich so weit erholt hat, daß er nun eine Art Aufseher machen kann. Er sieht ein, daß alles Operieren mit Magik und alles Zaubern nur ein Mittel ist, alle armen, dummen Leute auszurauben; das ist viel. Es ist nicht leicht, einem Schilluk den Glauben an Magik zu

nehmen. Wenn er vom Wirrwar und den Skrupeln, die dieser Glaube mit sich bringt, befreit ist, dann ist er einen tüchtigen Schritt vorwärts gekommen und man kann mit ihm anbinden als mit einem vernünftigen Menschen.

Nyakuei hat mit sich anbinden lassen. — Die Gnade Gottes hat bei ihm einen guten Grund gefunden und er ist einer der Unsrigen geworden.

Sie denken vielleicht, der gute Bursche möchte eines Tages umschlagen. Diese Furcht ist bei diesen Leuten nicht am Plage. Die Schilluk haben Charakter und wenn sie einmal etwas angefangen haben, lassen sie nicht mehr davon ab. Das ist ein wahrer Trost für uns. Wenn wir auch wenig zuwege bringen — wenn nur das Wenige gut ist.

Lul, 10. Dezember 1907.

P. Wilh. Banholzer F. S. C.

## Verschiedenes.

### Marien-Verein für Afrika in Wien.

Die Pfarrgruppe St. Rochus auf der Landstraße vom Marien-Verein für Afrika hielt am 19. Februar im großen Gemeindehaussaale eine sehr gut besuchte Versammlung ab. Dieselbe wurde von dem geistlichen Konsulenten Hochw. Herrn Kooperator Mitschmann eröffnet, welcher alle Anwesenden auf das herzlichste begrüßte und auf den letzten, glänzend verlaufenen Katholikentag hinwies, welcher uns in seiner großen Missionsversammlung lehrte, wie wir immer wieder für die Missionswerke tätig sein sollen.

Hierauf hielt Hochw. P. Hub. Hansen S. V. D. von St. Gabriel eine geistvolle, aber auch tief zu Herzen gehende Ansprache. Wenn die Bekehrung der heidnischen Völker von China und Japan in kultureller und politischer Beziehung

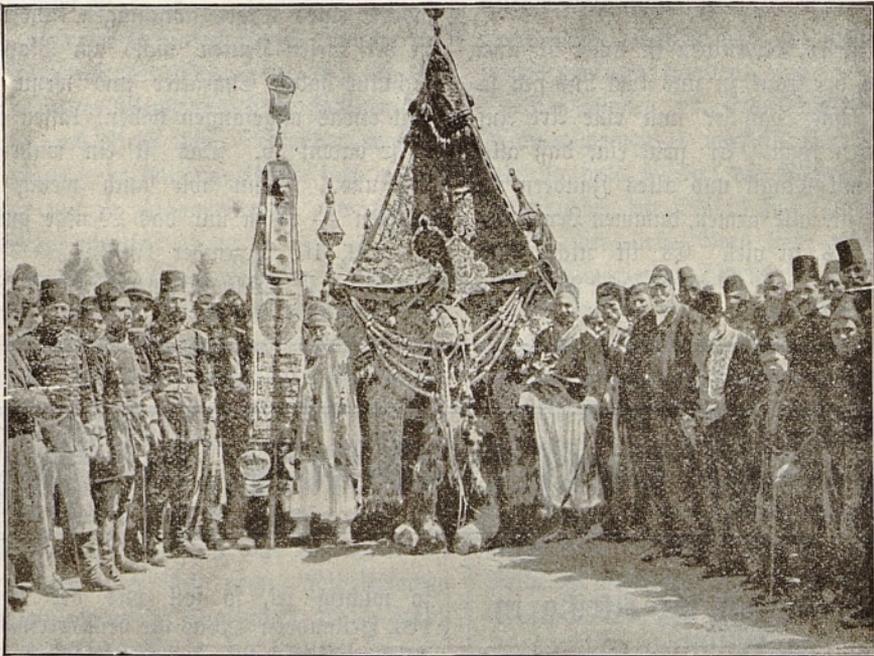
so wichtig sei, so soll uns der Ausspruch des Heilandes: „Was ihr dem Geringsten von euren Brüdern tut, das habt ihr mir getan!“ begeistern, für die armen, geringen Neger unsere Gebets- und Liebesopfer zu bringen. In einem Gleichnisse wurde treffend gezeigt, wie die guten Werke nur durch die wahre, demütige Liebe vor Gott einen guten Wert haben und wie gerade beim Marien-Verein für Afrika wir hier das Gute tun können, ohne damit zu prahlen. Rührende Beispiele von den oft staunenden Erfolgen der Missionäre, die erzählt wurden, bewiesen, wie viel Großes im fernen Afrika geleistet wird, wodurch wir Mitglieder des Marien-Vereins durch Gebet und Liebesgaben beigetragen haben und was erst am Ende der Welt uns allen offenbar werden wird. Die seligste Jungfrau Maria, deren Name so treffend unserem Verein gegeben wurde, möge uns in ihrer Demut und Liebe

und als die Urheberin aller Missionen unser Beispiel sein.

Die zweite Ansprache hielt Hochw. Herr Kanonikus Schöpfleuthner, welcher sich ganz besonders an die Kinder wandte, um ihnen zu zeigen, wie sie durch das Gebet, kleine Opfer und gute Worte bei anderen den armen Negern helfen können. Es wurden in ausführlicher Weise die Gründe dargelegt, die uns zu diesem guten Werke besonders bewegen sollen, und zwar: erstens das große religiöse

Nun erfreute Frau Kaiser die Versammlung mit einigen Liedern, die, vom Chorregenten Herrn Schmidt begleitet, dieselbe wunderschön vortrug und die großen Beifall fanden; unter nicht endenvollender Heiterkeit ergözten sich die Anwesenden an den köstlichen Vorträgen und komischen Szenen des Herrn Josef Schramm.

Nachdem hochw. Herr Mitschmann noch einen kurzen Rechenschaftsbericht über das verfloffene Jahr abgestattet hatte, schloß er die



Kamel mit dem Mahmal des Sultans.

Das Kamel (in der Mitte des Bildes) trägt den heiligen Teppich (Mahmal) des Sultans auf der Pilgerfahrt von Damaskus nach Mekka. Links sind türkische Soldaten, welche die Pilger zum Schutze begleiten.

Elend der Schwarzen, die der Gnade des Christentums und seiner Wohlthaten beraubt sind: zweitens das soziale Elend in Afrika, wo besonders die armen Kinder ganz der Willkür und den Leidenschaften der Wilden preisgegeben sind, und drittens die religiöse Gefahr bei uns, die leider durch die Irrlehren des Modernismus selbst gottgeweihte Personen und Priester zum Abfall bringt. Wenn wir Mitleid für die armen Heiden haben, wird uns Gott wieder in Barmherzigkeit helfen und uns in unserer großen geistigen Not beistehen.

Versammlung, der auch der Hochw. geistliche Rat Pfarrer Gold beiwohnte, mit der Erinnerung an die bekannte Devise: „Ich tue mit“, die auch jene, welche noch nicht Mitglieder des Marien-Vereins seien, zum Beitritt zu demselben bewegen sollen.



### Durch Abessinien im Automobil.

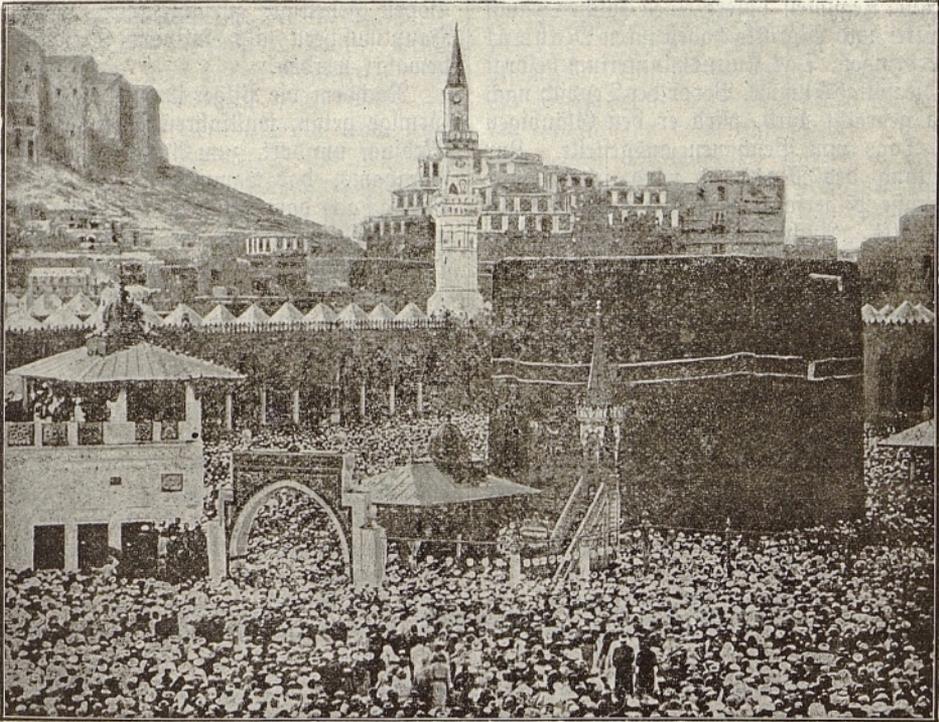
Der Engländer Bentley unternahm mittels Automobil eine Reise von Djibuti — das

am Golf von Aden der gleichnamigen Stadt gegenüberliegt — bis Khartum. Er nahm den Weg durch einen Teil des Somalilandes und durch Abessinien.

In den letzten Tagen des Dezember war er in der Hauptstadt des Reiches in Addis-Ababa.

Diese Reise hat natürlicherweise das allgemeine Interesse der Bewohner der von Bentley durchheilten Gegenden wachgerufen, da

Wie aus der Presse bekannt ist, hat Kaiser Menelik Konzessionen für ganz Abessinien betreffend die Errichtung von Automobillinien für den Transport von Waren sowie für Passagierdienste, weiters für den Brücken- und Straßenbau, die Errichtung eines Postdienstes in Addis-Ababa und das Monopol der drahtlosen Telegraphie dem Deutschen Holz zuerkannt.



Mohammedanische Pilger vor der heiligen Kaaba.

Der würfelförmige Mittelbau der Moschee zu Mekka heißt Kaaba. Die Außenseite dieser wird mit den jährlich zu erneuernden Teppichen geschmückt. Tausende von Pilgern umstehen die Kaaba.

bis dahin noch nie ein solches Fahrzeug dort gesehen wurde. Kaiser Menelik selbst machte eine Spazierfahrt im Automobil.

Bentley ist gegen Ende des Monats August von Djibuti abgereist und glaubte in siebenzig Tagen in Khartum einzutreffen. Nun ist aber Addis-Ababa erst die Hälfte von Djibuti bis Khartum, zu welcher Strecke er bereits vier Monate gebraucht. Möglicherweise ist der Automobilist gegenwärtig schon an seinem Ziele angelangt.

## Der Mahmál.

(Zu den Bildern S. 116 und 117.)

Als Erklärung obiger Bilder lassen wir einiges aus dem Briefe eines unserer Patres folgen, den er aus Kairo schickte, wo er erst seit kurzem weilt:

„An einem Sonntag-Morgen befahl mich bei der Rückkehr aus dem Spital, wo ich die heilige Messe gelesen hatte, die Laune, meine Neugierde zu befriedigen. Ich mußte nämlich

in der Nähe jenes Ortes vorbei, wo der Mahmál ausgestellt war; es bedurfte nur eines kleinen Umweges gegen die Wüste zu.

Was ist nun aber dieser Mahmál? Oh, nichts anderes als ein Teppich, den Aegypten jedes Jahr als feierliche Huldigung für Mohammed nach Mekka sendet. Es sind dies großartige und äußerst kostbare Teppiche, fast ausschließlich aus Seide verfertigt. Für den heurigen Teppich sollen nicht weniger als fünf Zentner Seide gebraucht worden sein. Und nicht nur Aegypten opfert einen solchen, auch die Türkei und Marokko haben ihren Mahmál zu überbringen. Das Kultusministerium besorgt hiezu die nötige Summe. Bevor der Teppich nach Mekka gebracht wird, wird er den Gläubigen einige Tage zum Beschauen ausgestellt. Zur Begleitung des Mahmál wird jedes Jahr eine große Pilgerfahrt nach der heiligen Stadt veranstaltet. Auch nur einmal im Leben nach dem Grabe des Propheten wallfahren zu können, wird als das größte Glück betrachtet, das einem Muselman zuteil werden kann. Nach einer solchen Reise ist der Gläubige ohneweiters zur Seligkeit vorherbestimmt, das Paradies ist sein Anteil. Da kann man den Wettstreit begreifen, der jedes Jahr bei einem Pilgerzug dahin losbricht: Die Regierung muß gewöhnlich einschreiten, um die Zahl der Pilger zu vermindern.

Der Mahmál wird zum Transport einem eigens von der Regierung Bevollmächtigten übergeben, der ein Geleite von Soldaten bei sich hat. Die Regierung stellt dann jedes Jahr eine Summe von 8000 Pfund Sterling (zirka Kr. 200.000) für diese Reise zur Verfügung.

Die Reise nach Mekka dauert gewöhnlich zwei oder drei Monate. Ganz außerordentlich groß ist die Zahl der Pilger, die bei einer solchen Gelegenheit sich aus allen Enden der mohammedanischen Welt in Mekka einfänden. Es kommen da unbeschreibliche Szenen von Fanatismus vor. Es ist nicht selten der Fall, daß manche sich die Augen ausstechen, nachdem sie das Grab Mohammeds gesehen haben und sich so selbst blind machen, damit kein anderer Gegenstand das Geistesbild von dem heiligen Orte, den sie betrachtet haben, verwiſchen könne. Die so Verstümmelten kehren in die Heimat zurück, umgeben vom Glorienschein außerordentlicher Heiligkeit; sie rühmen sich dann himmlischer Gaben und Offenbarungen

und stehen bei allen in großer Verehrung. Wehe dem, der ihnen etwas antun wollte: Die ganze Welt würde sich zu ihrer Verteidigung erheben.

Die so nach Mekka gebrachten Teppiche sind bestimmt, ein Jahr hindurch die Kaaba oder Tempel zu bedecken, worin das Grab des Propheten sich befindet. (Siehe Bild Seite 117.) Bei Ankunft der neuen Teppiche nimmt man die des vorigen Jahres weg, die dann, durch die Berührung mit jenem teuren Boden geheiligt, zurückgeschickt und in den Hauptmoscheen als kostbare Reliquien aufbewahrt werden.

Nachdem die Pilger ihrer Andacht in Mekka Genüge getan, wallfahren sie nach der Stadt Medina, um dort, zum Andenken an das Opfer Abrahams, das Lammopfer auf dem Berge Arafat darzubringen. Es ist schrecklich, wie die Muselmänner bei dieser Geschichte die Heilige Schrift verdrehen.

Sie erzählen nämlich, daß auf jenem Berge Gott am Anfange der Welt dem Adam seine Lebensgefährtin Eva zugeführt habe. Ebenso habe auf jenem Berge das bekannte Opfer Abrahams stattgefunden. Abraham mußte Gott da oben seinen Sohn Ismael (nicht Izaak) opfern. Während er im Begriffe stand, das Messer in das Opfer zu stoßen, sträubte sich jenes dagegen; und nicht allein das, sondern auch eine Stimme ging von ihm aus, die Abraham fragte, warum er Ismael töten wolle; er brachte ihn hievon ab und versicherte ihn, sein Gehorsam sei Gott sehr wohlgefällig. In diesem Augenblick fiel ein Lamm vom Himmel, welches Abraham statt seines Sohnes opferte.

Zum Andenken an dieses Opfer bringen die muselmännischen Pilger jedes Jahr das Lamm auf dem Berge Arafat dar. Das Fleisch des Opfertieres wird jedoch nicht von ihnen gegessen, sondern den Bewohnern der Gegend geschenkt, die mit außerordentlicher Andacht dasselbe teilen.

Nach dieser Zeremonie rüſten sich die Pilger, überströmend von himmlischen Segnungen und sicher des besonderen Schutzes des Propheten, zur Heimreise. Die Zusammenkunft so vieler verschiedener Menschen in Mekka und die geringe Reinlichkeit, die im allgemeinen unter den Muselmännern herrscht, sind schuld, daß die Cholera, die seit vielen Jahren sich an den Küsten Arabiens ständig eingebürgert

hat, unter den Mekka-Pilgern Verheerungen anrichtet. Es ist daher notwendig, daß bei ihrer Rückkehr die Regierungen jedes Jahr sehr ernste Vorsichtsmaßregeln anwenden, um die Ausbreitung dieser Seuche zu verhindern.

Und jetzt, da ich die Geschichte des Mahmal erzählt habe, muß ich auf den Anfang zurückkommen, um einiges von meinem Besuche bei demselben zu sagen.

Ich schritt also ruhig auf den Platz zu, wo der Teppich aufgestellt war, und freute mich schon im voraus an der Genugtuung, ein solches Wunder gesehen zu haben, nahm aber gleich wahr, daß meine Anwesenheit die Andacht der anderen störte. Ich suchte mit gleichgültiger Miene voranzugehen, aber jeder Schritt wurde genau beobachtet, bis ich endlich ein Murren unter jenen Andächtigen hörte, das Anzeichen eines nahenden Ungewitters. Und siehe! Einer der Eifrigsten machte sich plötzlich von der Gruppe fort und kam direkt auf mich zu, indem er mir unter Lärmen und Schreien mit gebieterischer Handbewegung den Rückweg zeigte. Die Armen hatten Furcht, meine Augen könnten jenes heilige Möbel entweihen, das nur würdig sei, von ihnen betrachtet und von ihren heiligen Pantoffeln betreten zu werden. Während dieser vor mir gestikulierten und ich ihn ruhig und unverwirrt

anschaute, da kam auch einer von den Wachen, die bestimmt sind, den Mahmal zu hüten, auf mich zu und mit einer feineren Manier, immer jedoch mit derselben Handbewegung, gab auch er mir zu verstehen, daß es mir nicht erlaubt sei, an jenem Orte zu stehen.

Freund, wie ich in diesem Lande bin, gestehe ich, daß ich auch nicht eine Silbe von dem verstand, was sie mir sagten. Das einzige, was ich verstand, war nur das unerbittliche Zeichen, das mich am Voranschreiten hinderte.

Sollte ich gehorchen? . . . Mir schien das Feigheit. Hatte ich denn kein Recht, auf der öffentlichen Straße zu gehen? Gewiß. Aber mit diesem Volke darf man nicht scherzen und der Fanatismus kennt keine Rechte. Ich ergriff also einen Mittelweg. Ich blieb auf dem Platze, wo ich stand, und von dort aus betrachtete ich ruhig, soviel ich konnte, jenes kostbare Kleinod, das meine armen Schuhe nicht betreten durften. Man fuhr fort, mich mit großem Fleiße zu bewachen, bis ich ganz bequem den Rückweg antrat. Gott weiß, wie viel Verwünschungen mir zuteil wurden. Die Muselmänner sind ja, wie bekannt, sehr freigebig mit solchen. Ihr Eifer wäre einer besseren Sache wert. Gott der Herr möge sie erleuchten! Beten wir auch für sie."

## Rundschau in den Missionen.

### Europa.

Das Seminar für die Auswärtigen Missionen von **Paris** veröffentlicht soeben seinen Jahresbericht über die 32 Missionen, die demselben anvertraut sind. Wir entnehmen daraus folgende Daten: Ende 1907 waren 36 Bischöfe, 1370 Missionäre, 765 einheimische Priester und 2767 Katechisten und hatte die reiche Ernte von 34.161 Tausen Erwachsener, 528 Bekehrungen Andersgläubiger, außerdem 137.043 Tausen von Heidenkindern in Todesgefahr und 48.744 Kindertausen von Christen. Sie pastorieren 5400 Kirchen oder Kapellen, 44 Seminaristen mit 2188 Schülern; in 4145 Schulen erhalten 122.842 Kinder beiderlei Geschlechts Unterricht, in 313 Kinderbewahranstalten und Waisenhäusern werden

23.162 Kinder auf Kosten des Werkes der heiligen Kindheit Jesu aufgezogen, endlich 421 Armenapotheken und 119 Spitäler und Aussäzigenheime. — Die Totenliste bringt 23 Namen, darunter einen Bischof und zwei Provikare.

### Osten.

Die **Philippinen** haben bekanntlich durch den Regierungswechsel (gegenwärtig gehören sie den Vereinigten Staaten, früher zu Spanien) auch in der Missionierung einen gewaltigen Rückschlag erlitten. Während unter spanischer Herrschaft die Mission der Dominikaner und Jesuiten in der herrlichsten Blüte stand, herrscht nun vielerorts ein außerordentlich großer Priesterangel, so daß in manchen Gegenden 10.000 bis 20.000 und noch mehr Katholiken

auf einen Priester kommen. Zwar haben bereits mehrere Missionsgesellschaften ihre Kräfte den dortigen Bischöfen zur Verfügung gestellt, doch ist die Priesternot noch eine ungeheuer große. So zählt beispielsweise die Jesuitenmission von Mindanao (nach den „Katholischen Missionen“) gegenwärtig 33 Patres, 16 Brüder, 176 Kirchen, 153 Schulen und 157.640 Katholiken; rund 258.000 Heiden bleiben noch zur Befehrung übrig.

### Afrika.

Erfreuliches aus Kamerun bringt der halbjährliche Bericht der Pallottiner-Kongregation. — Vor zehn Jahren wurde die erste Station Duala, Residenz des apostolischen Vikars, eröffnet; heute zählt die Mission zehn Stationen. Seit Beginn der Missionsarbeit wurden bis zum 1. Januar 1908 im ganzen 8118 Personen getauft; dazu kommen noch 288 zugewanderte Christen. Rechnet man die im Laufe der Jahre (2152) gestorbenen

Christen ab, so beläuft sich die Zahl der eingeborenen Katholiken Kameruns gegenwärtig auf 6254. Die Zahl der Katechumenen beträgt 4477. In dieser Mission arbeiten 18 Patres, 26 Brüder und 21 Schwestern. Bedenkt man die vielen Schwierigkeiten — in Duala sind zwei protestantische Missionen seit Jahren tätig — so kann das erzielte Resultat ein sehr erfreuliches genannt werden.

### Amerika.

Das Erzbistum New York feiert am 28. April das hundertjährige Jubiläum seines Bestehens. Es gehörte vor seiner Errichtung zum Bistum Baltimore und hatte damals eine Seelenzahl von 45.000, 2 Kirchen und 4 Priester. Heute beträgt die Zahl der Katholiken rund 3,200.000, der Kirchen 130, der Pfarrschulen 135 und der diese besuchenden Schüler 65.000. — Die Feier verspricht großartig zu werden; über 100 Bischöfe haben ihr Erscheinen zugesagt.

## Dank und Bitte.

Ein herzliches „Vergelt's Gott!“ sagen wir allen, welche zur Beschaffung eines neuen, schönen Ornatens — 1 Messkleid samt Zugehör, 2 Dalmatiken, 1 Pluviale — beigesteuert haben. Doch ist der Ornat leider noch nicht ganz bezahlt; wir bitten darum unsere verehrten Gönner, noch zum Rest der Zahlung beizusteuern und den Betrag unter dem Schlagwort: „Für Bruder Sakristan“ an unser Missionshaus zu schicken. — Das heiligste Herz Jesu wird gewiß jede, auch die kleinste Gabe reichlich lohnen.

Dem Memento der hochw. Missionäre und dem Gebete aller Leser werden die folgenden Verstorbenen empfohlen: Frau Baronin Constanze Pillersdorf (Wien); Frau Elisabeth Prugger (Mals); Frau Elisabeth Mayer (Wäzenkirchen); Herr Michael Traischwandner (Oberwang); Herr Jakob Sträußberger (Rohrbach); Frau Maria Steiner (Lhornach).

„Herr, gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen!“

Gebetserhörungen und -Empfehlungen liefen ein aus: Bad Hall — Birchabrud — Eggental — Frangart — Zunsbruck — Remagen — Reisenberg — Riedling — Salzburg — Schlaifhausen — Schwanenstadt — Weistrach — Wien.

Dem heiligsten Herzen Jesu und Mariä und dem hl. Nährvater Josef sei Dank gesagt: für erlangte Gnaden — für Hilfe in schwerer Not.

Man bittet ums Gebet: um den heiligen Willen Gottes zu erkennen und ihn auszuführen — um vom Militär befreit zu werden — um zu erkennen, ob Gott einen Sohn zum Priesterstand berufen hat — in sehr großem Anliegen, das unennbare Folgen hat — in einer wichtigen Sache — für einen gichtleidenden Mann um Besserung — um die Befehrung eines Vaters, daß er die Ofterbeicht verrichte — in sechs großen Anliegen — in zwei recht schwierigen Anliegen — um dringende Hilfe in zeitlichen Anliegen, dauernde, ausgiebige Arbeit und um Gesundheit von zwei Schwestern zu erlangen — für einen Kranken — um glücklichen Hausverkauf — in vielen anderen Anliegen. Im Falle der Erhörung haben mehrere Veröffentlichung versprochen.

Für die Missionen: Brigen J. N. 200; Buchau C. B. 1.65; Ruffdorf b. L. Pf. 10; Salzburg B. D. 30; Remagen J. D. 1.17; St. Leonhard i. P. M. P. 33; St. Martin in Gries J. G. 3; J. G. 1; N. N. 1; Wattens B. (Negerkinder) 5.

Für Msgr. Geyer: Brigen J. N. 50.

Effekten: Sternberg Chrw. Schulschwester  
feine Kirchenwäsche; Pfarrkirchen d. N. M. Schal;  
von mehreren Briefmarken und Bücher; Buchau  
Sekt. B. Rosenkränze.

„O Herr, verleihe allen unseren Wohlthätern  
um deines Namens willen das ewige Leben!“

## Abonnements-Erneuerungen.

Vom 10. März bis 10. April haben folgende Nummern ihr Abonnement erneuert: 82 137 156 176  
238 468 735 812 842 890 900 902 922 935 942 1037 1048 1089 1116 1132 1158 1210 1266 1342 1410  
1572 1657 1671 1689 1804 1832 1975 2166 2252 2329 2339 2341 2434 2478 2730 2815 2836 2932  
2969 3071 3156 3302 3387 3455 3479 3506 3580 3584 3614 3640 3652 3683 3764 3781 3801 3805  
3806 3807 3814 3827 3830 3831 3842 3849 3854 3860 3868 3870 3878 3889 3897 3899 3905 3924  
3931 3942 3944 4022 4072 4217 5011 5075 5106 5137 5163 5206 5218 5219 5237 5243 5247 5276  
5277 5327 5692 5734 6369 6413 6433 6452 6454 6475 6503 6546 6643 6742 6953 6971 6976 7032  
7110 7188 7195 7202 7243 7281 7317 8015 8035 8039 8041 8042.

Missionsfreunde, abonniert und verbreitet

## den „Stern der Neger“.

Der „Stern der Neger“ erscheint jährlich zwölfmal. Preis pro Jahrgang für Oesterreich-Ungarn Kr. 2.—, für Deutschland Mk. 2.—, für die übrigen Länder des Weltpostvereins Frk. 3.—. Missionshaus in Willand bei Brigen in Tirol.

In jedem Hause, wo gute Musik gepflegt wird, sollte auch eine

## Haus=Orgel zu finden sein.

Herrlicher, orgelähnlicher Ton. Prachtige Ausstattung. Ein Schmuck für jedes Zimmer. Billigste Preise, von Mk. 78 an. Illustrierte Kataloge gratis.

Mois Maier, Sulda, Hoflieferant.

Begründet 1846. — Illustrierte Prospekte auch über den neuen Spielapparat „Harmonista“, mit dem jedermann ohne Notenkenntnisse sofort vierstimmig Harmonium spielen kann.

## Herders

Freiburg im Breisgau  
Berlin, Karlsruhe, München,  
Straßburg, Wien, St Louis, Mo.

## Konversations- Lexikon

Dritte Auflage. Acht Bände. Reich illustr.  
Mark 100.— Kr 120.— Teilzahlungen  
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

## Der Beruf einer Hilfsmissionarin für Afrika.

2. Auflage.

Mit Empfehlungsschreiben St. Eminenz des Kardinals Kopp von Breslau und der hochwürdigsten Bischöfe von Warburg, St. Gallen, Linz und St. Pölten und einem Begleitworte von Dr. Ignaz Rieder, Theologieprofessor.

Mit Druckerlaubnis des Magisters des hl. apost. Palastes und des Vize-Gerens von Rom.

Preis: 25 Heller, 20 Pfg.

Zu beziehen durch die Herder'schen Verlagshandlungen in Freiburg im Breisgau und in Wien sowie durch die St. Petrus Claver-Sodalität, Salzburg, Dreifaltigkeitsg. 12, und deren Filialen und Ausgabestellen: München, Türkenstr. 15/II. — Breslau, Hirschst. 33.

**Musikfreunde** seien auf den neuen, unentgeltlich zur Verfügung stehenden Prachtkatalog der als gediegen bekannten Firma **Mois Maier in Fulda**, Hoflieferant (gegründet 1846), aufmerksam gemacht. Besonders hervorzuheben sind die zahlreich abgebildeten Salon-Orgel-Harmoniums, anerkannt die seelen- und gemütvollsten aller Hausinstrumente. Zu ihrer Herstellung wird nur das allerbeste, dauerhafteste Material verwendet. Ueber ihre sachgemäße Behandlung wird in der Preisliste Belehrung erteilt. Schul- und Hausorgeln sind in den verschiedensten Ausstattungen verzeichnet, für die einfachsten wie auch für die verwöhnteren Anforderungen. Den Instrumenten der Firma wird leichte Spielbarkeit, vollkommen reine Intonation und ein Ton nachgerühmt, der sich stets und ganz und gar mit der Registerbezeichnung deckt. Sie sind bereits in allen Weltteilen verbreitet. Die Preise müssen als sehr mäßig bezeichnet werden.

**Für Knaben, welche Ordens- und Missionspriester werden wollen.**

In unserem

**Xaverianum in Milland bei Brigen**

werden brave und talentierte Knaben aufgenommen und zu Missionspriestern herangebildet.

Bedingungen der Aufnahme sind:

1. Selbständige Neigung und sonstige Zeichen des Berufes zum Ordens- und Missionspriesterstand.
2. Gelehriger, lebhafter, offener Charakter, energischer, standhafter, opferfreudiger Wille; sittliche Unverdorbenheit.
3. Gesundes Urteil und gutes Talent, das befähigt, leicht und ohne Anstand die ganzen Gymnasialstudien durchzumachen.
4. Gute Gesundheit und kräftiger Bau, frei von körperlichen Fehlern.
5. Alter von ungefähr zwölf Jahren. Für die erste Klasse wird ein Alter nicht unter zehn und nicht über zwölf Jahre erfordert.
6. Pensionsbeitrag nach Uebereinkommen mit den Eltern oder deren Stellvertretern.

Weitere Aufschlüsse werden bereitwilligt vom Obern des Missionshauses erteilt.

Man wende sich vertrauensvoll an die Adresse:

**P. Obere des Missionshauses in Milland bei Brigen, Tirol.**

Wer den „Don Bosco Oesterreichs“ nicht kennt, der bestelle im Verlage der Kinderfreund-Anstalt in Innsbruck

**P. Edmund Hager.**

Lebensskizze eines Erziehers.

Das Buch ist sehr interessant geschrieben, für alle Jugendfreunde und Erzieher von großem Nutzen. Wir haben einen Musterpädagogen, einen heiligmähigen Mann vor uns. — Das Buch zählt 138 Seiten, hat 16 Bilder auf Kunstdruckpapier, zwei im Text, und einen Aufsatz in P. Edmunds Handschrift. Der Preis von Kr. 1.50 (geb. Kr. 2) ist darum sehr mäßig zu nennen.